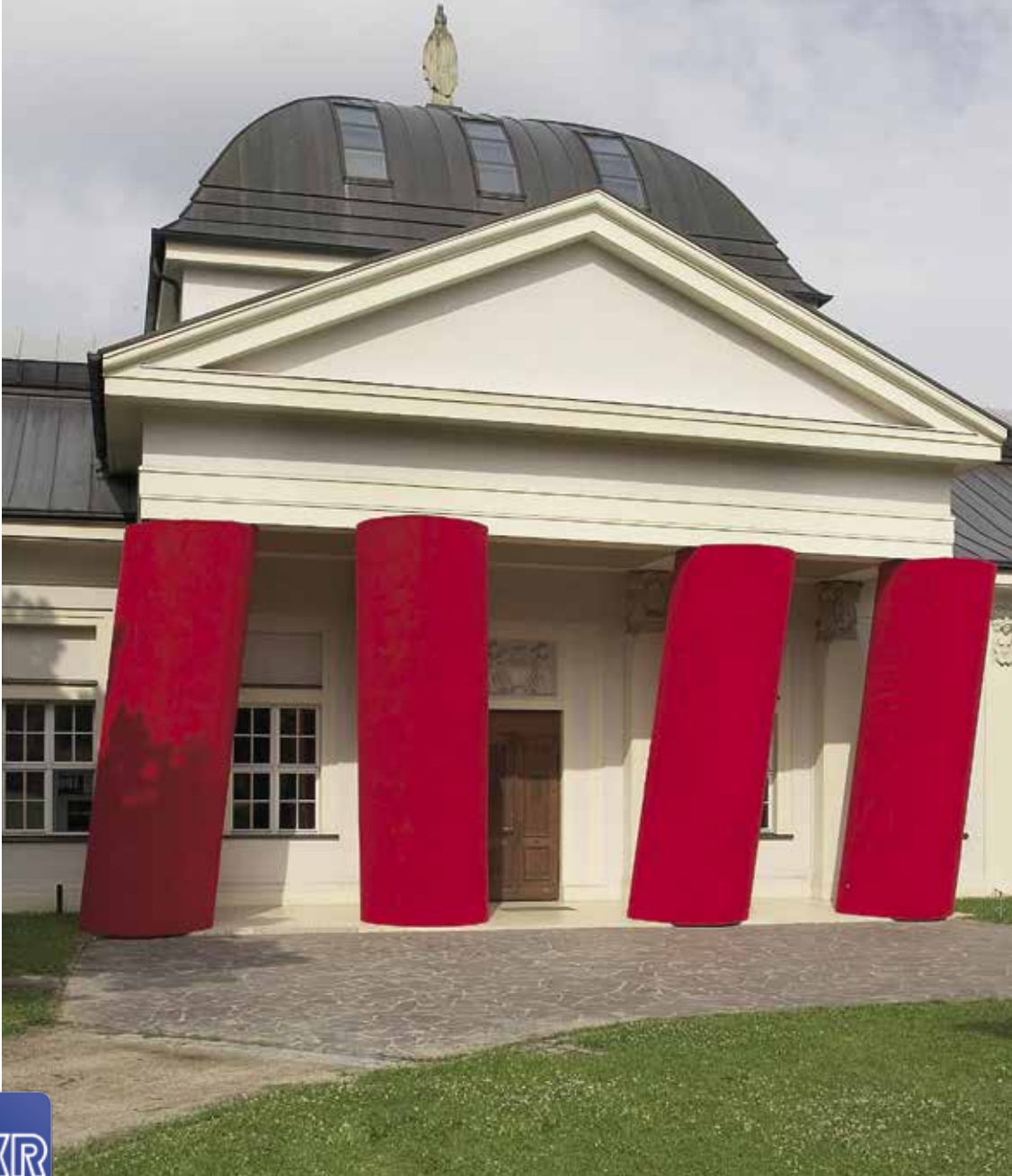


◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Aus dem Osten kam der Widerschein

Dort entfaltete die Reformation ihre Strahlkraft erst recht

3

Ingeborg Szöllösi

Mitnichten minder: Minderheiten

Konferenz über die Förderung nationaler Minderheiten
in Mittel- und Osteuropa

8

Stephan Kaiser

Mehr als Events, eventuell?

Was vom Aktionismus des Kulturhauptstadtjahres überdauert –
Breslau

12

Les Halles de – Breslau

Neue Restaurierungsinitiative von Professor Rudolf Lenz

15

Eine Vorstellung vom Unvorstellbaren

Ausstellung über Schicksale russlanddeutscher Familien

17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Braun/Straub (Hg.): Fühmann (*Jörg Bernhard Bilke*)

18

Scholz/Maren/Niven: Erinnerung an Vertreibung (*Norbert Matern*)

18

Deutsch-polnischer Studentenaustausch (*Dieter Göllner*)

19

Preußisch-österreichische Erkundungen

19

„Spiegelungen“-Literaturpreis

22

LITERATUR UND KUNST

Markus Bauer

In der Sprache der Formen und Farben

50 Jahre seit der Gründung der Ostdeutschen Galerie

23

Svetlana Kolbaneva

Ein Koffer zum Bleiben

Hannah Arendt kehrt zurück ins Bewusstsein Königsbergs

26

Johannes Rasim

Das Schöne im Wetterwendischen – und umgekehrt

Wangener Gespräche und Eichendorff-Preis

28

Katja Schlenker

Geschichten wie das tägliche Brot

Otfried Preußler in Düsseldorf

29

KK-NOTIZBUCH

31



*Selbst der grundfesteste Tempel
der Kunst muss heute in stän-
diger Bewegung sein, das hat
Magdalena Jetelová am Kunst-
forum Ostdeutsche Galerie in
Regensburg unübersehbar rot
markiert*

Bild: Kunstforum
Ostdeutsche Galerie, s. S. 23

Aus dem Osten kam der Widerschein

Dort entfaltete die Reformation ihre Strahlkraft erst recht

Die Westorientierung war während der Zeit des Kalten Krieges eine anerkannte Position der Verteidigung des Westens gegen die ideologische und militärische Bedrohung aus dem kommunistisch unterjochten Osten, dessen Macht bis an die Elbe ausstrahlte. Werner Keller untermauerte diese Haltung mit seinem 1960 erschienenen Propagandabuch „Ost minus West gleich Null“, das zahlreiche Auflagen erreichte und den Nerv der Zeit traf.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus vor über einem Vierteljahrhundert, gefolgt von der Wiedervereinigung Europas in den Jahren 2004 und 2007, war nicht mehr ganz klar, wozu eigentlich die Westorientierung strategisch und konzeptionell noch dienlich sei. Die ideologi-

sche Bedrohung durch Sozialismus und Kommunismus ist zwar immer noch nicht verschwunden, aber doch überschaubar und in Europa einigermaßen demokratisch eingebunden. Die militärische Gefahr aus dem Osten ist in neuer Form wieder gewachsen, stärker aber noch die terroristische Beeinträchtigung des Lebens in Europa durch islamistische Gruppen aus Gegenden, die von Europa aus südostwärts oder südlich liegen.

Heute ist unklarer denn je, was diesen Gefahren eine geistige Westorientierung entgegen zu setzen hat. Für die historische und kulturelle Seite der Medaille war der Begriff „Westorientierung“ schon immer das falsche Wort. Wer nur eine kleine Idee von dem hatte, was sich in Mittel- und Osteu-



Keinen roten, sondern den wunderschön bunten Croy-Teppich beschrift die Reformation in Pommern, auf dem sich das pommersche und das kursächsische Fürstenhaus unter dem predigenden Martin Luther und vor den assistierenden Philipp Melancthon und Johannes Bugenhagen versammeln

Bild: Pommersches Landesmuseum Greifswald

ropa über Jahrhunderte hinweg abgespielt hat und heute dort ereignet, der konnte in dieser „Orientierung“ nur eine Verkürzung sehen, eine Ausblendung des halben Kontinents aus dem offiziellen Denken. Die hinter dem Begriff sich verbergende Mentalität und Geisteshaltung steht deswegen auch Jahrzehnte nach der Einigung Europas weiter hindernd einer wirklichen „Einheit in Vielfalt“ entgegen. Das wird von unseren östlichen Nachbarn, die seit 2004/2007 Mitglieder der Europäischen Union sind, immer wieder beklagt und im „Westen“ nicht verstanden.

Nun propagiert man gern eine Gleichsetzung der Westorientierung mit der Wertegemeinschaft, die den Westen zusammenhält. Bei näherem Hinsehen jedoch keimen Zweifel: Das hehre Bild zeigt Risse. Mit Freiheit, Recht und Demokratie ist es in der heutigen Europäischen Union nicht mehr so weit her. Die Gründer hatten jedenfalls 1957 nicht eine Rechtsgemeinschaft im Sinn, die ihre Verträge nach politischem Gutdünken jederzeit bricht und sie damit zur Makulatur werden lässt, wie das heute tägliche Praxis ist. Die kulturelle Perspektive ist nicht weniger ernüchternd.

Jüngstes Beispiel ist das Reformations-Jubiläum 2017, das gerade Fahrt aufnimmt. Es ist ein Ereignis, das sich aus deutscher Sicht in den Grenzen der Bundesrepublik Deutschland abspielt und die Reformationsgebiete in Mittel- und Osteuropa und in Ostdeutschland, also in Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien oder Böhmen, um nur diese zu nennen, ausdrücklich nicht im Blick hat. Das zeigten die Eröffnungsveranstaltungen in Berlin am Reformationstag 2016.

Die Evangelische Verlagsanstalt gibt eine Reihe „Orte der Reformation“ heraus. Diese

„Orte“ befinden sich fast ausschließlich in Deutschland. Nur Straßburg (F) wegen Martin Bucer (1491–1551) sowie Basel, Bern und Zürich (CH) wegen Johannes Calvin (1509–1564) und Huldrych Zwingli (1484–1531) bilden Ausnahmen. Auch für Prag ist ein Heft vorgesehen: Jan Hus (1369–1415) als Vorläufer von Martin Luther konnte man schlecht übersehen. Und dann ist 2014 wirklich ein Heft über „Königsberg – Ort der Reformation“ herausgekommen, in dem die Geschichte Königsbergs und des Herzogtums Preußen ausführlich und reich illustriert von kompetenter Seite geschildert wird. Hefte zu anderen Orten

der Reformation im früheren Ostdeutschland, zum Beispiel Breslau, sind nicht vorgesehen.

Zeitgleich gab es in der Evangelischen Verlagsanstalt auch eine Sammlung von „Europa Reformata“, in der von den drei Herausgebern 48 europäische Städte der Reformation vorgestellt werden. Hier ist ein Bild entstanden, in dem nicht nur Deutschland, sondern auch Österreich, die Schweiz, Italien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden und Finnland vertreten

sind. Der Blick nach Mitteleuropa fehlt nicht, werden doch Polen, Tschechien, Ungarn, Slowenien und Rumänien sowie die baltischen Staaten Estland und Lettland berücksichtigt. Der Versuch, Königsberg auch hier zu einzubringen, schlug fehl, weil man in Königsberg „mit niemandem sprechen könne“, wie dem Autor telefonisch versichert wurde. Der Hinweis, dass es Königsberger gebe, mit denen man sprechen könne, wurde nicht akzeptiert, weil es um Ansprechpartner in den jeweiligen Städten gehe. So einfach wird Geschichte eliminiert: Königsberg als Ort der Reformation wird ausgesondert, weil es heute nur noch Kaliningrad gibt, und da hat es keine Reformation gegeben.

Das Jubiläum 2017 ist ein Ereignis, das sich aus deutscher Sicht in den Grenzen der Bundesrepublik Deutschland abspielt und die Reformationsgebiete in Mittel- und Osteuropa nicht im Blick hat.

Doch dann wundert sich der Rezensent, weil er unter der österreichischen Hauptstadt Wien die Vita von Paul Speratus (1484–1551) entdeckt. Dieser bekannte, aus der Nähe von Ellwangen (Württemberg) stammende katholische Priester schloss sich 1519 der Reformation an, war lutherischer Prediger in Österreich, Ungarn und Mähren, wurde auf dem Weg nach Wittenberg in Olmütz als Ketzer zum Feuertod verurteilt, begnadigt und auf Luthers Empfehlung 1525 Schlossprediger im preußischen Königsberg. Als Reformator des Ordenslandes Preußen wurde er 1529 lutherischer Bischof von Pomesanien mit Sitz im westpreußischen Marienwerder, wo er 1551 starb.

Und Wien? Ja, da war er auch, eher auf der



Er trug noch das Schwert als Gründer des ersten evangelischen Staates: Albrecht von Brandenburg-Ansbachs Denkmal in Königsberg

Bild: der Autor

Durchreise und zufällig 1522, wie der Autor des Speratus-Artikels zugibt. Seit seiner Salzburger Zeit ab 1512 lebte Speratus in einer eheähnlichen Gemeinschaft mit Anna Fuchs. Das bereitete ihm in Würzburg, wo er seit 1520 Domprediger war, Schwierigkeiten. Darum sollte er eine Stelle in Ofen (Stadtteil Buda von Budapest) übernehmen. Auf dem Weg dorthin hielt er im Januar 1522 im Wiener Stephansdom eine Predigt zum Thema Ehe, die Aufmerksamkeit und Widerspruch erregte. So musste Speratus nach dieser für das Wiener Gotteshaus ersten evangelischen Predigt mit seiner Anna schnellstens verschwinden.

Während der Gefängniszeit 1523 in Olmütz dichtete er für seine Gemeinde in Iglau das bis heute beliebte Lied „Es ist das Heil uns kommen her“ (Evangelisches Kirchengesangbuch 342). Es wurde mit weiteren Liedern von Speratus und vier Liedern von Martin Luther in das „Achtliederbuch“ (1524), die erste Sammlung von reformatorischen Liedern, aufgenommen.

Rechtfertigt der Kurzaufenthalt von Paul Speratus in Wien eine Betrachtung, die ein mehr als 25jähriges reformatorisches Wirken in Preußen unter „Wien“ abhandelt? Soll verhindert werden, dass Königsberg als Kapitelüberschrift auch nur genannt wird? Das ist schon ein sehr merkwürdiges Geschichtsverständnis! – Aber blicken wir in andere ostdeutsche Regionen.

Pommern wurde von dem bekannten „Doctor Pomeranus“ Johannes Bugenhagen (1485–1558) reformiert, einem engen Mitarbeiter Martin Luthers. 1521 zog er nach Wittenberg und begann ein Theologiestudium, obwohl er bereits 1509 zum Priester geweiht worden war. 1524 erschien seine Psalmenauslegung, die ihn als Exegeten auswies. Bereits 1522 heiratete er Walburga Rörer und wurde so zum Begründer des evangelischen Pfarrhauses. Als Stadtpfarrer und persönlicher Seelsorger Martin Luthers vollzog er auch dessen Trauung mit Katharina von Bora 1525.

Seine überragende Bedeutung verdankt Johannes Bugenhagen seinem Organisationstalent und den Kirchenordnungen, die er für Norddeutschland und Skandinavien verfasste. Überregionale Bedeutung hatte 1528 die Kirchenordnung für Braunschweig, die auf Hamburg 1529, Lübeck 1531, Pommern 1534/1535, Schleswig-Holstein 1542 und Hildesheim 1544 übertragen wurde. Diese Kirchenordnungen machten Bugenhagen zum Reformator des Nordens. In ihnen wurden nicht nur die Gottesdienstordnung, sondern auch das Schulwesen und soziale Fragen geregelt. In Dänemark reformierte Bugenhagen 1537 die Kirche und die Universität Kopenhagen. Die Kirchenordnung von 1539 ist Grundlage für die noch heute geltende dänische Verfassung.

Zu Johannes Bugenhagen stieß die junge Elisabeth von Meseritz (1504–1535) aus Hinterpommern. Sie heiratete 1524 den Professor Caspar Cruciger und hatte mit ihm zwei Kinder. Die Tochter Elisabeth (1526–1576) heiratete Luthers Sohn Johannes (1526–1575), der nach Königsberg ging und dort am Reformationswerk mitarbeitete. Hans Luther wurde in der Altstädtischen Kirche bestattet. Bedeutend war und blieb Elisabeth Cruciger, weil sie als erste evangelische Liederdichterin bis heute im Evangelischen Kirchengesangbuch steht, mit dem schönen Epiphanaslied „Herr Christ, der einig Gotts Sohn“ (EKG 67). Dieses Lied erschien 1524 im „Erfurter Enchiridion“, dem zweitältesten evangelischen Kirchenliederbuch. Die Melodie ist schon älter und geht wohl auf eine weltliche Vorlage zurück.

Auch Schlesien hat ein reformatorisches Alleinstellungsmerkmal. Nachdem in Breslau 1523 Pfarrer Johannes Heß (1490–1547) an der Kirche St. Maria Magdalena die Reformation eingeführt und sich die Mehrheit der Schlesier der evangelischen Konfession zugewendet hatte, gründete Herzog Friedrich II. 1526 in Liegnitz die



Und er trug die Skepsis und den Gestaltungswillen nicht nur für seine Heimat Pommern: Johannes Bugenhagens Denkmal auf dem Wittenberger Kirchplatz

Bild: OKR-Ausstellung „Im Dienste der Menschheit“

erste evangelische Universität Europas. Auch wenn diese Universität wegen theologischer Streitigkeiten und wegen Geldmangels schon nach drei Jahren geschlossen werden musste, bleibt die Gründung – über 20 Jahre vor der Gründung der Albertina in Königsberg 1544 – eine bemerkenswerte Initiative. Theologische Diskussionen und Geldmangel waren damals, so kurz nach der Reformation, an der Tagesordnung, haben aber nicht immer zum Scheitern geführt.

Heß blieb an seiner Kirche St. Maria Magdalena von 1523 bis zu seinem Tode 1547. Melanchthon hatte ihn oft wegen seiner Ängstlichkeit ermahnt. Aber diese Zurückhaltung war ihm in seinen langen

Dienstjahren von Nutzen. Die von ihm eingeführten Neuerungen der Breslauer Reformation blieben zwar in engen Grenzen, hielten sich aber lange und bewahrten den konfessionellen Frieden. In der Welt der Reformatoren stand Heß in hohem Ansehen. 1541 nahm er mit Philipp Melancthon am Regensburger Religionsgespräch teil, das letzte seiner Art zu Luthers Lebzeiten.

Königsberg in Preußen bleibt auf Dauer der entscheidende Ort der Reformation im 16. Jahrhundert. Luther hat ihren Weg emphatisch begleitet. An den Bischof von Samland, Georg von Polentz, schreibt er im April 1525: „Vide mirabilia! Ad Prussiam cursu plenisque velis currit Evangelium!“ – Siehe das Wunder! In voller Fahrt und mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen!

Luther hatte bereits zweimal mit dem Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568) verhandelt und ihm die Auflösung des Ordens und die Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum vorgeschlagen. 1525 war es so weit. Albrecht löste sich von dem ohnehin nicht mehr interessierten Rom – Papst Clemens VII. (1478–1534, ab 1523 Papst) kümmerte sich nur um die Festigung seiner Hausmacht in Italien –, legte am 8. April 1525 die Hochmeisterwürde nieder und leistete König Sigismund von Polen in Krakau am 10. April 1525 den Lehenseid. Damit war mit dem Herzogtum Preußen der erste evangelische Staat der Welt entstanden.

Diesen Weg hatte Luther mit seiner Ermahnung von 1523, „An die herren Deutschs Ordens, das sy falsche keuschhait meyden und zur rechten Eelichen keuschhait greyffen“, vorbereitet. Wie langfristig der Reformator dachte, geht aus einer weiteren Schrift „An die Ratsherren aller Städte Deutschlands, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ von 1524 hervor, die Herzog Albrecht veranlasste, nach Liegnitz (1526) und Marburg (1527)

in Königsberg 1544 die dritte evangelische Universitätsgründung in Europa überhaupt und vor allem die trotz aller Widrigkeiten erste erfolgreiche vorzunehmen.

Diese Königsberger Universität, nach ihrem Gründer „Albertina“ genannt, hat über 400 Jahre lang ihre Strahlkraft von Nordosteuropa aus entfaltet. In ihr geistiges Einflussgebiet wurden Polen, Litauen und Lettland sowie die noch existierende preußische Urbevölkerung durch zahllose Übersetzungen in die jeweiligen Sprachen einbezogen. Studenten aus den Nachbarstaaten und aus Nord- und Westeuropa trugen zum Ansehen einer international ausgerichteten Hochschule bei, die ihren Höhepunkt im „Königsberger Jahrhundert“ fand, als Geistesgiganten wie Immanuel Kant (1724–1804), Johann Georg Hamann (1730–1788) und Johann Gottfried Herder (1744–1803) den Ruhm dieser Universität begründeten, der auch heute noch nicht verblasst ist.

Wer in der gegenwärtigen Advents- und Weihnachtszeit in den Gottesdienst geht oder sich im Rundfunk oder Fernsehen Weihnachtslieder anhört, der kommt an den Auswirkungen der Königsberger Reformation nicht vorbei. Das berühmteste Lied, „Macht hoch die Tür“, stammt von Georg Weissel (1590–1635), Pfarrer an der Altroßgärtner Kirche zu Königsberg, und wurde im Königsberger Dom erstmals gesungen. Von Valentin Thilo (1607–1662) stammt das nachdenklich stimmende Adventslied „Mit Ernst, o Menschenkinder“. Thilo war Professor der Beredsamkeit an der Albertina sowie Amtskollege und Freund von Simon Dach (1605–1659).

Es lohnt sich also, auch im Reformationsjahr 2017 immer wieder einen Blick über Mitteleuropa hinaus in die früheren deutschen Ostgebiete zu werfen und sich zu vergewissern, dass das Wirken der Wittenberger Reformatoren auch dort bis heute zu erkennen ist.

Klaus Weigelt (KK)

Mitnichten minder: Minderheiten

Konferenz über die Förderung nationaler Minderheiten durch ihre „Mutterländer“ in Mittel- und Osteuropa

Die internationale Konferenz des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa zum Thema „Die Förderung nationaler Minderheiten durch ihre ‚Mutterländer‘ in Mittel- und Osteuropa im 20. und 21. Jahrhundert“ brachte vom 9. bis zum 11. November Repräsentanten europäischer Staaten und internationaler Organisationen, zivilgesellschaftliche Akteure und Wissenschaftler (Juristen, Historiker, Geistes- und Sozialwissenschaftler) sowie Vertreter von Minderheitenorganisationen in Berlin zusammen.

Die Minderheitenpolitik in Mittel- und Osteuropa ist kontrovers geblieben – daran hat der EU-Beitritt vieler Länder aus dem mittel- und osteuropäischen Raum nichts geändert. Entsprechend kontrovers wurde auf dieser Konferenz in der Berliner Vertretung des Freistaates Sachsen beim Bund diskutiert. Die Wahl des Veranstaltungsortes war passend ausgewählt, steht doch gerade der Freistaat Sachsen in der Pflicht, die Pflege der kulturellen und sprachlichen Identität der sorbischen Minderheit, die wie die größte europäische Minderheit – die Roma – über kein „Mutterland“ verfügt, zu unterstützen. Dazu kommt die eher unfreiwillig treffende Wahl des Datums. Konnten die Veranstalter in der Planungsphase vorausschauen, was sich an diesem Tag abspielen würde? Die historischen Daten sind bekannt, was darüber hinaus noch in bedrängendster Gegenwart geschehen würde, was es nicht.

Der 9. November – die Bedeutung dieses Tages ist den Deutschen bewusst, er gehört wie kein zweites Datum zu ihrem historischen Narrativ: Der 9. November 1938 markiert den dunkelsten, der 9. November 1989 den freud- und hoffnungsvollsten

Augenblick in der deutschen Geschichte. Es ist anzunehmen, dass der 9. November 2016 ebenfalls als ein Schicksalstag der Weltgemeinschaft in Erinnerung bleibt: Die Zeit ist für den Bruchteil einer Sekunde stehen geblieben – einer Sekunde, in der das Weiteratmen schwerfiel und jeder auf seine Weise nach Luft schnappte. Und genau dieser Tag, an dem in den USA ein Präsidentschaftskandidat unter anderem mit einer massiven Kampagne gegen Minderheiten eine Wahl für sich entschied, war der Auftakt einer internationalen Minderheitenkonferenz – kein anderer Tag wäre dafür geeigneter gewesen, darin waren sich die Redner der Tagung einig.

Professor Dr. Jan Rydel, Vorsitzender des Lenkungsausschusses des Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität (Warschau), hob hervor, dass Minderheiten häufig Opfer der „großen Politik“ seien; deshalb müsse Minderheitenpolitik stets im Fluss bleiben – mit anderen Worten ihren „Werkstattcharakter“ behalten und transparent bleiben, wie Hartmut Koschyk, MdB, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, betonte. Ein Beispiel für die Instrumentalisierung von Minderheiten nannte Dr. h. c. Gernot Erler, MdB, Sonderbeauftragter der Bundesregierung für den deutschen OSZE-Vorsitz 2016: die Aggressionspolitik des NS-Regimes, die sich als Minderheitenschutzpolitik im Ausland tarnte. Ein Thema, das Dr. Jennifer Jackson-Preece von der London School of Economics and Political Science in ihrem Vortrag „Der historische Hintergrund aktueller Minderheitenpolitik“ vertiefte und als eine der „wichtigen Lektionen“ der Minderheitenschutzrhetorik aus der Zwischenkriegszeit darstellte. In seiner Betrachtung aktueller Forschungen

Habt acht! Eng stehen sie zusammen, und den Zwang dazu werden sie zur Chance umzumünzen wissen – bis heute: Deutsche Schüler 1978 in Batamschinsk-Aktobe, Kasachstan

Bild: aus der Ausstellung, vgl. S. 17



und Perspektiven griff Professor Dr. Karl Cordell von der Universität Plymouth die Problematik der Instrumentalisierung auf und deklinierte sie weiter: Zwischen 1945 und 1989 war die Erforschung des Themas nationaler und/oder ethnischer Minderheiten tabu – erst mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftssystems konnten wissenschaftliche Analysen der Lage von Minderheiten beginnen und sich Institutionen, die den Minderheitenschutz auf ihrer Agenda haben, etablieren.

Bob Deen, Repräsentant des Hohen Kommissars für nationale Minderheiten der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) aus Den Haag, sprach seinen Dank für die Ermöglichung einer Minderheitenkonferenz aus – das sei in einer Zeit, in der wieder die Tendenz herrsche, Mauern zu errichten, statt Mauern einzureißen, von existenzieller Bedeutung. Populismen und Nationalismen jeder Couleur blühen mehr denn je. Doch ein Europa ohne Respekt für seine Minderheiten sei undenkbar, schlussfolgerte Ministerialdirigent Ansgar Hollah, Leiter des Bereichs Geschichte/Erinnerung bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (mit deren finanzieller Unterstützung die Konferenz realisiert werden konnte). Der Umgang der Staaten

mit ihren Minderheiten sei der Lackmusest für jeden demokratisch verfassten Staat.

Rumänien gilt mit der Wahl eines Vertreters der deutschen Minderheit zum Staatspräsidenten als herausragendes Beispiel gelungener Minderheitenpolitik, während sich Russland mit seiner Krim-Okkupation, einem eklatanten Verstoß gegen das Völkerrecht, der als Schutz der russischen Minderheit verbrämt wurde, am untersten Ende der Skala befindet. Beide Ereignisse fanden 2014 statt, als die Planung dieser Minderheitenkonferenz begann, so Dr. Dr. Gerald Volkmer, stellvertretender Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, der in seiner Präsentation des Tagungskonzeptes auf das wissenschaftliche Potenzial (40 Referenten!), aber auch auf die politische, insbesondere außenpolitische Brisanz des Themas hinwies.

Am 1. Januar 2016 hat Deutschland den Vorsitz der OSZE übernommen und ein zeitgemäßes Motto gewählt: „Dialog erneuern, Vertrauen neu aufbauen, Sicherheit wieder herstellen“. Das angestrebte Ziel ist, „durch die stürmischen Zeiten aktueller Krisen und Herausforderungen zu führen“ – ein Ziel, das über das Jahr 2016 hinaus relevant bleibt. Zwar wurde viel Konfliktver-

hütung und Krisenmanagement betrieben, doch ist es in der Welt nicht friedlicher geworden. Ein Grund mehr, an europäische Gegebenheiten zu erinnern!

Nach den Umbrüchen 1989 und dem Ende der kommunistischen Regime im östlichen Europa beschäftigte sich die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), die seit 1995 in die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) überging, als erste Organisation mit Fragen zu den Rechten von Minderheiten. Bereits im Juni 1990 hat die KSZE in Kopenhagen europaweite Standards für den Status und die Rechte von Minderheiten formuliert. Die daraus resultierenden Verträge zwischen einzelnen Teilnehmerstaaten lassen sich auf dieses sogenannte Kopenhagener Dokument zurückführen. Ein weiterer wichtiger Schritt war die Einführung des Amts des Hochkommissars für Nationale Minderheiten (HKNM) auf dem KSZE-Gipfel in Helsinki im Juli 1992. Der Europarat hat zudem mit zwei Verträgen den Minderheitenschutz vorangetrieben: mit der Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen (kurz: Sprachencharta) von 1998 und mit dem Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten, das ab Februar 1995 Mitglieds- und Nichtmitgliedsstaaten des Europarates unterzeichnen konnten. Während sich die Sprachencharta dem Schutz der sprachlichen und kulturellen Identität von Minderheiten widmet, behandelt das Rahmenübereinkommen den Minderheitenschutz als Teil des internationalen Menschenrechtsschutzes.

Wir besitzen demnach – so das Fazit der ersten Podiumsdiskussion mit Professor Dr. Grzegorz Janusz (Lublin), Professor Dr. Stefan Oeter (Hamburg), Professor Dr. Petra Roter (Ljubljana/Laibach) und Moderator Dr. Stephan Eisel (Bonn) – einen stattlichen Überbau. Allerdings wurde den Unterzeichnerstaaten ein großer Ermessensspielraum zugesprochen, sodass die

konkrete Durchsetzung der eingegangenen Verpflichtungen häufig mangelhaft ist, ganz abgesehen von der Tatsache, dass zum Beispiel von 47 Mitgliedsstaaten des Europarates lediglich 25 die Sprachencharta ratifiziert haben; acht Staaten haben sie lediglich unterschrieben und vierzehn auch das nicht. Das Rahmenübereinkommen haben zwar insgesamt 39 Staaten ratifiziert, doch wichtige Staaten wie Frankreich und Griechenland nicht. Zudem wurde weder bei der Sprachencharta noch bei dem Rahmenübereinkommen ein Kontrollinstrument in Erwägung gezogen – es gibt lediglich das System regelmäßiger Staatenberichte, das juristisch jedoch irrelevant ist.

Auf diese Mängel machten die Podiumsdiskutanten der folgenden Tage auch aufmerksam. Eine Entbürokratisierung sei vonnöten, damit sich der Europarat nicht immer wieder als „zahnlos“ erweise, denn die Situation der Minderheiten in Europa sei verbesserungsbedürftig, betonte Bernard Józef Gaida, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaften in Polen. Es gelte den Begriff „Brückenbauer“, auf Minderheiten angewandt, nicht nur als schmückendes Beiwort im politischen Diskurs zu verwenden, so Dr. Paul-Jürgen Porr, Vorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, sondern als Kategorie, die sich im Alltag einer Minderheit immer wieder aufs Neue zu bewähren habe. Das forderte auch Professor Dr. Peter A. Kraus von der Universität Augsburg: Der Europarat müsse neue Kategorien schaffen, um die unterschiedlichen Identitäten im europäischen Kontext überhaupt adäquat erfassen zu können. Die Autonomiebewegungen, die sich nicht nur im östlichen, sondern vor allem im westlichen Raum, sondern verselbständigen scheinen (wie im Falle der Katalanen, Basken, Schotten, Flamen), sind das Produkt einer spürbaren Renationalisierung im Kleinen, die der europäischen Idee entgegenwirkt: Statt der „Deterritorialisierung“ ist heute wieder eine „Regionalisierung“ im Gang.

Wie ordnen wir denn einen Eishockeyfan ein, der bei einem Spiel zwischen Lettland und Russland die Fahne Lettlands schwenkt, aber eine russische Uniform trägt, fragte Dr. Andris Spruds, Direktor des Lettischen Instituts für Internationale Angelegenheiten Riga. Schwer zu entscheiden, wen der Eishockeyfan unterstützen wird! Und wie sich Russland gegenüber den baltischen Staaten, in denen eine starke russische Minderheit lebt, verhalten wird, bleibt ebenfalls offen. Ein frommer Wunsch, dass sich Russland der „geräuschlosen“ Förderpolitik von Ländern wie Finnland (als „Mutterland“ der finnischen Minderheit in Norwegen) oder Schweden (als „Mutterland“ für die schwedische Minderheit in Finnland) anschließt.

Die „stille Diplomatie“ war auch das Thema der abschließenden Podiumsdiskussion mit Professor Dr. Rainer Hofmann von der Universität Frankfurt am Main, Dr. Bernd Fabritius, MdB, Vorsitzender des Unterausschusses für Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik des Deutschen Bundestages, Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Ján Varšo, Präsident des Regierungsamtes für die im Ausland lebenden Slowaken, und Loránt Vincze,

Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen, moderiert von Robert Schwartz von der Deutschen Welle. Minderheitenpolitik soll die Identität kleiner nationaler Gruppierung schützen, aber sie ist keine „Sterbebegleitung“. So brachte es Dr. Bernd Fabritius auf den Punkt: Eine fruchtbare Minderheitenpolitik bezieht die Mehrheitsgesellschaft immer ein und versteht sich stets als Gratwanderung zwischen Sicherung der kulturellen Identität einer Minderheit sowie deren Integration in die Mehrheitsgesellschaft. Dabei sollte das politische und kulturelle Gewicht einer Minderheit in Betracht gezogen werden und nicht ihre „körperliche“ Zahl.

Will man ein kurzes pragmatisches Fazit zur Minderheitenförderung ziehen, mit der sich diese Konferenz auseinandersetzte, so könnte man sich an zwei ungeschriebene Regeln halten, die dem Volksmund seit jeher bekannt sind. Zum einen an den Spruch „Wo ein Wille – da ein Weg“. Er könnte den gemeinsamen Nenner der Förderungsstrategie im europäischen Minderheitenschutz abgeben: Ein Staat, der in den Minderheiten, die auf seinem Territorium leben, eine Bereicherung für die Mehrheitsgesellschaft sieht, findet immer Mittel und Wege, sie zu

Professor Dr. Rainer Hofmann, Dr. Bernd Fabritius, MdB, Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Ján Varšo, Präsident des Regierungsamtes für die im Ausland lebenden Slowaken, und Loránt Vincze, Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen, moderiert von Robert Schwartz von der Deutschen Welle

Bild: Burkhard Olschowski



unterstützen – genauso wie ein Staat, der außerhalb seiner Grenzen seine Landsleute fördern will. Zum anderen an den ethischen Grundsatz: „Was du nicht willst, dass man dir tu', das füg auch keinem andern zu.“ Er könnte als gemeinsamer Nenner der bilateralen Beziehungen zwischen Ländern gelten, die einerseits „Mutterländer“ für im Ausland lebende Minderheiten sind,

während sie andererseits Minderheiten auf ihrem eigenen Territorium beherbergen.

Apropos Herberge: Vielleicht findet mit einer Minderheitenpolitik „in Bewegung“ jeder müde Wanderer – woher er auch kommt und wohin er auch geht – seine Herberge in der Welt.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Mehr als Events, eventuell?

Was wohl vom Aktionismus eines Kulturhauptstadtjahres überdauert?
Zeichensuche in Breslau

Kulturhauptstadtjahre sind kurz. Gerade für die unmittelbar Beteiligten sind es kurzweilige Zeiten – und kurzfristige! Letzteres meint nicht nur die unvermeidliche Hektik der Vorbereitungen, sondern auch die Effekthascherei des Augenblicks. Sicherlich werden Kulturinteressierte auch im Nachhinein noch von einprägsamen Eindrücken und sinnlichen Freuden sprechen, doch stellt sich ebenso die Frage nach dem Ergebnis. Was bleibt?

Für Breslau darf diese Frage hier schon jetzt im Hinblick auf die Wurzeln der Stadt und die besonderen Reize der Odermetropole gestellt werden. Die vorherigen Kulturhauptstädte mit deutschen Wurzeln, nämlich Fünfkirchen/Pécs, Kaschau/Košice, Pilsen/Plzen sowie die drei baltischen Hauptstädte Reval/Tallinn, Riga und Wilna/Vilnius, hatten es schon vorge-macht: Quasi europäische Dimensionen und zeitgenössisches Allerlei stehen höher im Kurs, sind einfacher zu inszenieren und sprechen ein breiteres Publikum an als der besondere Genius loci. Das mag auch der Notwendigkeit geschuldet sein, auswärtige Besucher anzulocken und dafür den bekannten schönen Schein als Wohlfühlatmosphäre zu erzeugen.

Von all diesem Aktionismus überdauert aber nichts den Aktionszeitraum. Es mö-

gen also die baulichen Investitionen sein, die – zwar schon länger vorbereitet und zuweilen mit der Stadtnominierung gar nicht in Verbindung stehend (wie z. B. das Nationale Musikforum Breslau) – als ein Ergebnis die Stadt bereichern und über das Jahr hinausweisen. Zwar hoffen alle Kulturhauptstadtaspiranten auf nachhaltige Positionierung im Reigen herausragender Stadtreiseziele, doch selbst die Erfahrungen der letztjährigen Städte fallen dürftig aus. Was erinnert hierzulande noch an „Ruhr 2010“? Konkrete Erinnerung im Einzelfall: ja, verblissenes Erlebnis: vielleicht – aber an Weiterwirkung in der Eventgesellschaft: an sich nichts. So muss es Breslau nicht ergehen, doch die Gefahr besteht.

An der Oder hat sich Breslau 2016 neu und attraktiv darzustellen vermocht. Zwischen der Kaiserbrücke und der Sandinsel ist ein Boulevard aufgefrischt worden. Touristische Angebote auf dem Wasser, vom Tretboot bis zum Ausflugsschiff, erfreuten sich großen Zuspruchs. Am ehemaligen Schlossplatz wurde das Nationale Musikforum fertiggestellt. Das überdimensionierte Gebäude erhebt sich gegenüber der ehemaligen Neuen Börse und neben den Resten von Stülers Königlichem Schloss wie das Heck eines Containerschiffs. Gegenüber dem Musikforum zur Dorotheenkirche klaffte



Fürwahr hauptstädtisch, ja kapital: Der Vier-Kuppel-Pavillon von Hans Poelzig beherbergt mit dessen benachbarter Jahrhunderthalle das Museum der polnischen Gegenwartskunst

Bild: der Autor

2016 eine riesige Baulücke. Auf der anderen Seite des Stadtgrabens wurde das Gerichtsgebäude in hellem Backstein frisch herausgeputzt.

Vor der Jahrhunderthalle erhielt die Stahlspitze von 1948 einen Neuanstrich. Umgerechnet 20 Millionen (natürlich mit reichlich EU-Förderanteil) hat der Neuausbau der als Filmstudios abgenutzten Hallen gekostet. Alles ist nun in schickem Weiß gehalten, großzügig, mit modernster Zugangs- und Sicherungstechnik für den Massenansturm geeignet. Der Kunst will man huldigen mit dieser Außenstelle des Breslauer Nationalmuseums. Dort hängt nun, was weder der „polnischen Volksseele“ entspricht noch international berühmt ist, allenfalls der ganz aktuellen politischen Kultur zum Nutzen gereicht.

Die kleinteiligen Kabinette, jetzt vollgestellt mit Stücken aus der zweiten Hälfte des

20. Jahrhunderts, hätten die Künstler und Kunstwerke füllen können, die auch schon 1913 einmal dort gastierten. Es hätte keine Wiederauflage der Jahrtausendausstellung sein müssen oder dürfen. Doch ein die Jahrhunderte umspannendes Panorama von ausgehendem Barock über Klassizismus bis zum frühen 20. Jahrhundert hätte eben auch die strukturellen und damit baulichen Veränderungen Breslaus vorzustellen vermocht. Nun also eine polnische Kunstaussstellung mit der Hoffnung auf ein internationales Publikum? Der für polnische Verhältnisse hohe Eintrittspreis und die ebenso hohen Kosten im Umfeld, nämlich der Eintritt in die Jahrhunderthalle und die Parkplatzgebühren, schrecken einheimische Gäste ab. Schlesier und Freunde schlesischer Kultur bräuchten nur einen 10-minütigen Kurzurkundgang und könnten dabei den Blick in die unverfälschten Decken der Kuppelbauten richten. Doch dafür

sind Anfahrt und Eintritt erst recht zu teuer. Über den engeren Stadtkern gelangen die meisten Touristen und Breslau-Begeisterten nicht hinaus. So kennt kaum jemand (oder verkennen eben viele) die Stadtentwicklungsaufgaben, die sich mit zentrumsnahen Freiflächen der Eisenbahnanlagen verbinden ließen. Im Frühjahr 2016 wurde ein ursprüngliches Straßenbahn-, dann Busdepot an der Gräbschener Straße außerhalb des Bahngürtels zur neuen Ausstellungshalle umgewidmet. „Wrocław 1945–2015“ ist die zeitgeschichtliche Dauerausstellung betitelt. Sie entspricht dem gegenwärtigen polnischen Trend zu inszenierter historischer Darstellung. Ob jüngst das „Solidarnosc“-Museum in Danzig, das Museum polnischer Juden in Warschau, das Museum der Aufstände in Schlesien in Schwientochlowitz oder die Regionalgeschichte im Schlesischen Museum in Kattowitz, davor Schindlers Fabrik in Krakau oder – als stilprägendes Vorbild – das Museum des Warschauer Aufstandes: Jedes Mal ist ein Strickmuster nachgestalteter Situationen erkennbar.

Im Historischen Zentrum Breslau beginnt das mit einer im Miniformat nachgebauten städtischen Fassade und einer bürgerlichen Wohlfühlatmosphäre. Das neue Wrocław in seinen spezifischen sozio-kulturellen Strukturen bleibt vage, weil etwa Themen wie Meinungsfreiheit oder Schulerziehung nur unter gesamtpolnischer Perspektive betrachtet werden. Effekthascherei auf Schritt und Tritt. Das hatte seinen Preis: Die Kompletterneuerung und Erstausrüstung kostete knapp 9 Millionen Euro (davon die Hälfte EU-Zuschuss). Es gibt dem Vernehmen nach in Polen nur zwei Firmen, die sich innerhalb eines solchen Etats auf derartige Schaudarstellungen verstehen. Die eine besorgt die Konzeption und die Gestaltungsvorgabe, die andere macht praktischerweise die Umsetzung durch Innenausbau und Medieninstallation. Das erklärt dem sachkundig Sehenden,

wie sich adaptiv die Elemente von Danzig über Warschau, Kattowitz, Krakau und nun Breslau ähneln.

Wer Freude an solchen gestalteten Raumbildern hat, dem bietet sich im Tramdepot Breslau eine große Fülle, denn hinter jeder Ecke und in jedem Raum sind andere Einbauten zu sehen – oder zu bestaunen. Auf Authentizität kommt es dieser Theaterwelt nicht an. Will man beispielsweise Konsum oder Mangelwirtschaft nachstellen, so baut man eine neue Fleischerei. Geht es um Hilfslieferungen in der Kriegsrechtsära, so wird eine LKW-Ladefläche zur Hälfte nachgebaut und mit einer Wand aus neuen Paketen gefüllt. Ein halber LKW vom Schrottplatz wäre billiger gewesen. Doch auf Geld kommt es bei solch einem Vorhaben eben nicht an. Solche Konzepte gefallen den Entscheidungsträgern so gut, dass jedes Produkt schon die Empfehlung für den nächsten Auftrag in sich trägt.

Die Beobachtung, dass Geschichte verkitscht, reduziert und simplifiziert wird, lenkt den Blick auf die geistige Haltung der Betreuer und Betreiber. Bei einem der oben aufgeführten Museen, wo es ähnliche Inszenierungen gibt, war dies vor wenigen Wochen zu erleben. Als eine neu angebrachte, doch unzutreffende Kartendarstellung Schlesiens besprochen wurde, da sollte als entschuldigende Begründung ausreichen: „Das sieht doch schön aus.“ So ergibt sich freilich weder ein fachlicher noch ein vertrauensvoller Dialog. In diesem Sinne erscheint „Kulturhauptstadt Breslau 2016“ als eine hübsche Episode, eine je nach Teilnahme schöne Zeit, aber keineswegs als eine Wegmarke oder gar Wegweisung.

Stephan Kaiser (KK)

Alles hier Geschilderte beruht auf eigener Anschauung. Der Beitrag stellt die Sicht des Autors dar, der Breslau seit 25 Jahren bereist und zur Meinungsbildung samt begründetem Widerspruch anregen möchte. Er ist Direktor des Oberschlesischen Landesmuseums Ratingen.

Les Halles de – Breslau

Neue Restaurierungsinitiative von Professor Rudolf Lenz
von der Universität Marburg

Mit dem 1885 nach Breslau zum Stadtbaurat berufenen „Neugotiker“ Adolf Odo Richard Plüddemann brach eine neue Ära im kommunalen Bauwesen der mit ihren knapp 300 000 Einwohnern zweitgrößten Stadt Preußens und der drittgrößten Stadt Deutschlands an. Plüddemann, der nach seinem Examen 1877 und einer einjährigen Bildungs- und Studienreise durch verschiedene europäische Länder eine Anstellung als Regierungsbaumeister am preußischen Ministerium für öffentliche Arbeiten in Berlin gefunden hatte, fertigte dort mit dem Projekt des Land- und Amtsgerichts Flensburg seinen ersten veröffentlichten Entwurf, der als „gotisch“ bezeichnet wurde.

In diesen Jahren wurde Plüddemann intensiv durch die „Hannoveraner Schule“ beeinflusst. Durch diese Schule wurde die neogotische Backsteinarchitektur in die damals aktuellen Bauformen gehoben und auch von Plüddemann aufgenommen.

Man darf Plüddemann wohl als Eklektiker bezeichnen. Einerseits interessierte ihn die Umgestaltung von Paris durch Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) mit neuen Straßen von schier unendlicher Länge, die gewaltige Sichtachsen bildeten, und dem Bau von Les Halles – dem Bauch von Paris – außerordentlich. Über dieses Interesse fand er Zugang zur „Epoche der geometrischen Regulierung“. Andererseits stand Plüddemann der Idee der „Wiederbelebung mittelalterlicher Traditionen“ mit „malerischer Stadtplanung“ und überschaubaren, vielfältigen, unregelmäßigen und asymmetrischen Räumen von Camillo Sitte (1843–1903) sehr offen gegenüber.

Dies war die theoretische Grundlage, auf der er nach jahrelangem Gezänk in der Stadtverordnetenversammlung schließlich am 19. Februar 1901 die Skizzen für die beiden beschlossenen Markthallen am Ritterplatz und an der Gartenstraße erstellte.

Backstein, alles andere als altbacken: Adolf Odo Richard Plüddemann hat als Adept der „Hannoveraner Schule“ die neogotische Backsteinarchitektur in die damals aktuellen Bauformen gehoben

Bild: Universität Marburg



Nach dem Abbruch der südlichen Häuserzeile der Heiligen Geiststraße und dem des Sandareals konnten die Aushubarbeiten beginnen. Dem kundigen Betrachter der Baustelle fiel auf, dass das Schnurgerüst der Baustelle deutlich außerhalb der Bauflucht der Sandstraße lag und dass die Baugrube verkantet zwischen Sandstraße, Heiliger Geiststraße und Münzstraße Platz gefunden hatte. Gewiss musste sich Plüddemann an dem vorhandenen Platzangebot ausrichten, dennoch hätte er die Markthalle in die Bauflucht der Sandstraße stellen können. Im Osten reichte die Halle nun über die alte Stadtgrenze, die Stadtmauer von 1299–1353, hinaus, und Plüddemann machte dies deutlich, indem er dort die Umfassungsmauern der Halle mit Zinnen bekrönte und somit die Wehrhaftigkeit von Halle und insbesondere Stadt betonte.

Betrachtet man die schräge Anordnung des Baukörpers, gewinnt man den Eindruck, dass Plüddemann von den Künstlern des Tuch- und Rathauskomplexes in der Mitte des Rings inspiriert worden sein könnte, die den inneren Block mit dem Bau des Kaufhauses, des späteren Tuchhauses, um rund sieben Grad gedreht hatten. Eine Drehung, an der sich alle folgenden Gebäude orientieren mussten. Durch die Drehung der Markthalle gewann Plüddemann auf der Westseite einen Halteplatz für Fuhrwerke, die die Verkaufsstände in der Halle mit Erzeugnissen beschicken sollten. Da in der Halle keine Wendemöglichkeit für die Fuhrwerke bestand, bedurfte sie des Osttores, durch das die Fuhrwerke die Markthalle verlassen konnten. Da die Halle in die östlich gelegene Münzstraße

hineinragte, musste letztere in einem Bogen um den Hallenausgang bzw. -eingang herumgeführt werden.

Die Ostfassade stattete Plüddemann ebenso aus wie die Westfassade, was für die Restauratoren zur Folge hat, dass sie an der Ostfassade die Sandsteinbänder, die die Fassade begrenzen und vom Dachgewerk trennen und zugleich das Wappen einschließen, ebenso restaurieren wie das Stadtwappen im Giebel und das Portal, das in seinem Sockelbereich aus Granit besteht. Wappen und Portal liegen ebenso wie in der Westfassade auf der Mittelachse der Halle.

Es ist mit der Restaurierung des Wappens im Giebel begonnen worden, das nicht lediglich Beschädigungen aus der Kriegszeit aufweist, sondern auch später einer wechselhaften Geschichte ausgesetzt war. Ebenfalls ist das Portal einer durchgreifenden Sanierung und Restaurierung unterzogen worden. Der Sandstein des Ostportals ist nicht nur sehr verschmutzt, sondern auch

an manchen Stellen schwarz.

Inzwischen ist die Markthalle einschließlich ihrer Ostfassade fertiggestellt. Nun kann man an sonnigen Morgen nicht nur das farbliche Wechselspiel zwischen dem Rot der Backstein-Ostfassade und dem Hellgrau-Beige der dortigen Sandsteinelemente bewundern, die bezaubernd schöne fach- und zeitgerechte Plüddemannsche neogotische Markthalle wird auch, nun sie restauriert ist, einen kräftigen städtebaulichen Akzent in Breslau direkt an der Oder setzen und Besucher aus ganz Europa anziehen.

(KK)

Eine Vorstellung vom Unvorstellbaren

Ausstellung über Schicksale russlanddeutscher Familien in Düsseldorf

Im 18. Jahrhundert wanderten viele Deutsche aus wirtschaftlichen Gründen nach Russland aus. Als Siedler ließen sie sich im Zarenreich nieder und erlebten die wechselvolle Geschichte der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche vom Russischen Zarenreich zum Sowjetsystem schmerzvoll mit. Als Spätaussiedler kehrten seit 1950, vor allem aber seit den 1990er Jahren rund 2,5 Millionen nach Deutschland zurück. Die Wanderausstellung, die bis zum 15. Januar 2017 im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus Station macht, präsentiert Schicksalswege deutscher Familien in Russland und der Sowjetunion sowie ihre Integration in die heutige bundesdeutsche Gesellschaft.

Die Ausstellung wird von der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. präsentiert und ist Teil eines bundesweiten Integrationsprojektes, gefördert vom Bundesministerium des Innern und vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Sie zeigt mit Tafeln und Schaubildern, Vorträgen und Filmen das wechselvolle Schicksal und illustriert die Historie und die kulturellen Verknüpfungen der Russlanddeutschen mit Russland.

Die Ausreise der Deutschen aus verschiedenen deutschen Kleinstaaten nach Russland hängt mit dem Manifest der Zarin Katharina II. zusammen, die von 1762 bis 1796 das Russische Zarenreich regierte. Die Auswanderung erfolgte angefangen von 1764/1765 bis 1862 mit der Gründung von 3536 deutschen Siedlungen an der Wolga, in der Ukraine, im Kaukasus, in Wolhynien und Bessarabien. Diese deutschen Kolonien wurden streng nach der Religionszugehörigkeit in den von Russland neuerobernten Gebieten der ehemaligen Weltreiche der Mongolen und Osmanen angelegt. Doch bereits im Mittelalter siedelten Deutsche im Baltikum, ab dem 16.



Angesiedelt unter Katharina II., umgesiedelt unter Stalin – oft in solche Lager: Zwangsarbeiter RD 1951 im Lager Kimpersai, Gebiet Aktjubinsk, Kasachstan

Bild aus der Ausstellung

Jahrhundert in Moskau und ab 1703 in St. Petersburg.

Die heimisch gewordenen Russlanddeutschen mussten nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Jahr 1941 dort einen Leidensweg antreten. Zigtausende Russlanddeutsche verloren ihr Leben durch Deportation, Verschleppung und Ermordung, weil der sowjetische Diktator Stalin sie der Kollaboration mit dem von Adolf Hitler regierten Deutschland zieleh.

Hunderttausende kamen in den 1990er Jahren zurück in das Land ihrer Vorfahren, das für sie als Synonym für Hoffnung und Gerechtigkeit stand – Deutschland. Vorurteile und Ablehnung schlugen vielen von ihnen entgegen. Die Ausstellung dokumentiert, wie die russlanddeutschen Rückkehrer unter oftmals schwierigen Bedingungen in Deutschland wieder Fuß fassten, ihre Integration in die Nachkriegsgesellschaft geschafft haben und wie gerade in Nordrhein-Westfalen Deutsche aus Russland heute das Land in vielfacher Weise mitgestalten.

(KK)

Künstler des Scheiterns

Peter Braun/Martin Straub (Hrsg.): Ins Innere. Annäherungen an Franz Fühmann. Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 224 Seiten, 19,90 Euro

Der DDR-Schriftsteller Franz Fühmann (1922–1984) wurde im nordböhmischen Rochlitz an der Iser geboren, wo sein Vater eine Apotheke betrieb. Nach dem Abitur 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen, geriet 1945 in russische Kriegsgefangenschaft und wurde zum „Antifaschisten“ umerzogen. Im DDR-Gründungsjahr 1949 entlassen, lebte er in Ostberlin zunächst als Kulturfunktionär der Nationaldemokratischen Partei, aus der er 1972 austrat, und von 1958 bis zu seinem Tod als Schriftsteller. Sein Verhältnis zum SED-Staat, ohne den er kein Schriftsteller geworden wäre, wurde in seinen letzten Lebensjahren zunehmend kritischer und oppositioneller, was die 3644 Seiten Überwachungsprotokolle der Staatssicherheit zeigen.

Die Werkausgabe in acht Bänden erschien 1993 im Rostocker Hinstorff-Verlag, 1994 folgte ein Band „Briefe. 1950–1984“ (608 Seiten). Die literaturwissenschaftliche Aufarbeitung erfolgte 1992 durch den Jenaer Germanisten Hans Richter, „Franz Fühmann. Ein deutsches Dichterleben“, und 2009 durch den Berliner Literaturkritiker Gunnar Decker, „Franz Fühmann. Die Kunst des Scheiterns“.

Nun erschien eine Sammlung von 14 Beiträgen, herausgegeben von den Jenaer Germanisten Martin Straub und Peter Braun, worin das Bild des vor 32 Jahren verstorbenen Schriftstellers von mehreren Seiten aufgehellert wird. Der politische Lebensweg des im Sudetenland aufgewachsenen Franz Fühmann ist ein Lehrbeispiel für die Verführbarkeit junger Intellektueller durch die Ideologien des 20. Jahrhunderts. Er war zunächst, durch Elternhaus und Jugendorganisationen geprägt, bis 1945 glühender Nationalsozialist. Die Umerziehung zum gläubigen

Sozialisten, anfangs sicher kaum mehr als der Austausch des ideologischen Koordinatensystems, erfolgte 1947/49 in der „Antifa-Schule“ in Noginsk bei Moskau. Das kritische Denken setzte, zögerlich zunächst, nach dem Mauerbau 1961 ein. Seinen Beitrag zum 1959 ausgerufenen „Bitterfelder Weg“ leistete er mit der Reportage „Kabelkran und Blauer Peter“ (1961) über die Rostocker Warnow-Werft, aber schon drei Jahre später erfolgte die Absage mit einem höflichen Brief an den DDR-Kulturminister Hans Bentzien. Nachlesen im Detail kann man diese Lebensstationen in Matthias Brauns vorzüglichem Aufsatz „Franz Fühmann. Ein Fremdling in seiner Wahlheimat DDR“ in diesem Buch.

Der „operative Vorgang Filou“, mit dem Franz Fühmann vom 13. Dezember 1976 bis zu seinem Tod am 8. Juli 1984 wegen „staatsfeindlicher Hetze“ von der Staatssicherheit rund um die Uhr überwacht wurde, umfasst elf Bände. Dass ein Autor, der dem „realen Sozialismus“ immer kritischer gegenüberstand, schließlich auch zum Beobachtungsobjekt der literaturfernen Organisation Staatssicherheit wurde, war unausweichlich. Anja Kampmann hat darüber eindringlich in ihrem Beitrag „Observationen aus den Jahren 1976–1978“ berichtet. Mit Beklemmung betrachtet man die Bildfolge des Fotografen Dieter Riemann über den verlassenen Ort im Wald bei Märkisch Buchholz, wo der Autor im letzten Lebensjahrzehnt wohnte und schrieb. Sie wurde im Sommer 1984, zehn Wochen nach seinem Tod, aufgenommen, aber überall sind noch Spuren seiner Anwesenheit zu sehen.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Vertreibung als Propagandamaterial

Im Münchner Haus des Deutschen Ostens stellte die Juniorprofessorin Maren Röger von der Universität Augsburg ihr mit Privatdozent Stephan Scholz von der Universität Oldenburg

und dem britischen Professor William Niven von der Universität Nottingham herausgegebenes „Handbuch der Medien und Praktiken“ zur Erinnerung an Flucht und Vertreibung vor. In 35 Einzelbeiträgen mit jeweiligen Verweisen auf andere Publikationen zum Forschungsstand geht es unter anderem um Belletristik, Fachbücher, Film, Radio und Fernsehen, Heimatbücher, Internet und Landesmuseen.

Matthias Stickler, Professor an der Universität Würzburg, untersucht die Vertriebenenpresse und die Gründe dafür, dass es in diesem Sortiment zu keiner schlagkräftigen Tageszeitung gekommen ist. Er zitiert Herbert Hupkas Feststellung, „dass die Vertriebenenpresse in weiten Kreisen der Inlandpublizistik als Outcast der Meinungsmache dargestellt“ werde. Sieben Autoren kommen aus Oldenburg. Auch bei den anderen wird erfreulich deutlich, an wie vielen deutschen und ausländischen Bildungseinrichtungen über Flucht und Vertreibung geforscht wird. So auch in London, den USA und Polen. Was noch fehlt, so Maren Röger, ist eine Untersuchung über die Darstellung von Flucht und Vertreibung in der bildenden Kunst.

Sie wartete mit neuen Erkenntnissen zur vor allem von der linksliberalen Bewegung in den siebziger Jahren „verdrängten Tragödie“ auf. Nach der Wende allerdings kam es zu einem Forschungsboom. Entgegen landläufiger Meinung waren auch in der DDR Flucht und Vertreibung kein eigentliches Tabu. Der Unterschied zum Westen war nur, dass der Staat mit Rücksicht auf die Sowjets die Darstellung des Verhaltens der Roten Armee mehr reglementierte. Dennoch konnten Bücher erscheinen und Filme, Radio- und Fernsehsendungen ausgestrahlt werden. Letztere waren allerdings weniger kritisch als die – wenn auch vorsichtige – Belletristik.

Die Forschung zur fotografischen Erinnerung an Flucht und Vertreibung steckt noch in den Anfängen. Maren Röger hält fest: „Der Großteil der überlieferten Fotos hat einen politischen Entstehungskontext. Sie dienten der Kommunikation bestimmter Botschaften und teilweise der gezielten Desinformation. Private Aufnahmen gibt es kaum, es ging bei der Flucht um Leben und Tod. Wer hatte schon Fotoapparate dabei? Was von staatlicher Seite kam, sollte die Greuel der Rotarmisten präsentieren oder den Durchhaltewillen stärken.“ Einige Bilder, die

bisher als Originalbeweise für die Schrecken der Flucht galten, stammen vielleicht gar nicht aus den Jahren 1944 bis 1948. Sie entstanden wohl bei der Umsiedlung Volksdeutscher durch die Nazis, der Abwanderung aus Polen nach dem Ersten Weltkrieg, oder sie zeigen sogenannte Displaced Persons.

Maren Röger, die unter anderem in Breslau studiert und zwei Bücher zum deutsch-polnischen Verhältnis publiziert hat, dankte der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Deutschen Historischen Institut Warschau für finanzielle Unterstützung bei der Herausgabe des Handbuches.

Norbert Matern (KK)

Stephan Scholz, Maren Röger, Bill Niven: Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung – Ein Handbuch der Medien und Praktiken. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015

Überbrücken, was unter Wasser längst verbunden ist

Deutsch-polnischer Studentenaustausch

Haus Schlesien blickt anlässlich der 150. Studentengruppe und des 5000. Teilnehmers auf seinen 20-jährigen deutsch-polnischen Jugendaustausch zurück. „Immer wieder ist in der Literatur von Schlesiens historischer Funktion als ‚Brückenlandschaft‘ die Rede. Vielleicht begreifen auch wir irgendwann einmal das, was Erasmus von Rotterdam schon wusste: dass nämlich Brücken nur über Wasser verbinden, was unter Wasser längst verbunden ist“, betonte Dr. Christoph Studt von der Universität Bonn im Rahmen seines Vortrages bei der Jubiläumstagung im Haus Schlesien. An der Universität Bonn findet jedes Semester ein „Dies academicus“ statt. Anlässlich des Jubiläumstreffens im Siebengebirge hat das Dokumentations- und Informationszentrum in Königswinter-Heisterbacherrott ein schlesisches Pendant ausgerichtet: In Zusammenarbeit mit der Germanistikabteilung der Universität Breslau und dem Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn fand ein „Dies silesiae“ statt.

Die Schlesischen Begegnungen sind ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit von Haus Schlesien und zugleich ein wichtiger Beitrag

zur deutsch-polnischen Verständigung. In jedem Jahr besuchen acht oder neun Studentengruppen aus Schlesien die Einrichtung in Königswinter-Heisterbacherrott und nehmen an einem umfangreichen Seminar-, Vortrags-, Informations- und Exkursionsprogramm teil.

Das war nicht immer so. Vor 20 Jahren, als Petra Meßbacher, die damalige Geschäftsführerin von Haus Schlesien, gemeinsam mit Adrian Sobek die ersten Kontakte zu Hochschulen in Nieder- und Oberschlesien sowie im Teschener Land aufnahmen, um Studentenbesuche abzustimmen, herrschte eine gewisse Skepsis. Petra Meßbacher erinnert sich heute daran, dass die Teilnehmer der ersten Gruppen vor dem Hintergrund der damaligen politischen Lage in Europa nicht wussten, was sie von dem Projekt zu erwarten hatten.

Dank der kontinuierlichen Finanzierung durch das Bundesministerium des Innern im Rahmen seiner verständigungspolitischen Maßnahmen und durch die stetig ausgeweitete Kontaktpflege seitens des Hauses Schlesien zu Hochschulen im schlesischen Raum nehmen mittlerweile acht bis zehn Partner-Institutionen aus Polen und Tschechien regelmäßig an den Programmen der Schlesischen Begegnungen teil.

Im Fokus dieser Dialogplattform stehen neben Zeitzeugengesprächen auch Diskussionsrunden mit deutschen Jugendlichen über historische und aktuelle grenzüberschreitende Fragen. Der Austausch erweist sich jedes Mal – so die Veranstalter – als bereichernd für beide Seiten, da ein neuer Blick auf unterschiedliche Sachverhalte vermittelt wird. Die Studierenden setzen sich in der Seminarwoche mit Inhalten der Geschichte und mit dem deutsch-polnischen Nachbarschaftsverhältnis auseinander. Ihre erarbeiteten Ergebnisse stellen sie einem Prüfungsgremium vor und erhalten für das Bachelor-Studium relevante ECTS-Punkte. In der Regel sind es germanistische Institute, die der Einladung ins Rheinland folgen, aber auch Historiker und Soziologen, Lehrer und Kommunalpolitiker sowie Vertreter der deutschen Minderheit aus den Woiwodschaften Oppeln und Oberschlesien nutzten bisher das Seminarangebot.

Nicola Remig, die Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums, bringt die Zielsetzung des Projektes auf den Punkt: „Die Idee des Programms ist, jungen Multiplikatoren,

die insbesondere in Lehrberufen tätig sind, ein positives Bild ihres Nachbarlandes zu vermitteln sowie Stereotype aufzubrechen und Vorurteile abzubauen.“

Die nunmehr 150. Gruppe bestand aus 26 Studierenden und sechs Dozenten der Universität Breslau. Der in Neisse geborene Adam Wojtala, der im Haus Schlesien als Projektmitarbeiter tätig ist, begleitete auch diese Jugendlichen eine Woche lang durch das Programm. Höhepunkte der Jubiläumsveranstaltung waren der Besuch bei der Studentenverbindung Marchia in Aachen sowie die Vortragsreihe der Mitarbeiter des Germanistischen Instituts in Breslau in Zusammenarbeit mit Historikern der Universität Bonn im Haus Schlesien.

Der jüngste Thementag „Dies silesiae“ im Haus Schlesien wurde durch Professor Dr. Marek Hałub von der Universität Breslau mit dem Vortrag „Schlesien. Ein ungewöhnliches europäisches Kulturphänomen aus deutscher und polnischer Perspektive heute“ eröffnet. Prof. Hałub wurde übrigens für seine Verdienste in der deutsch-polnischen Zusammenarbeit und der Förderung der deutschen Sprache in Polen im September 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Im Rahmen der Sektion „Breslau/Wrocław“ schilderte Dr. Christoph Studt von der Universität Bonn in seinem Beitrag „Terra incognita! Mit Bonner Geschichtsstudenten auf der Suche nach deutsch-polnischen Erinnerungsorten in Breslau“ Eindrücke von seinen nunmehr sieben Exkursionen mit Studenten nach Schlesien. Dr. Mariusz Dziweczynski sprach über „Wrocław als europäische Kulturhauptstadt 2016 vor dem Hintergrund der Stadtgeschichte“. Im Vortrag von Dr. Adrian Madej ging es um „Schlesische Literatur in der heutigen Erinnerungskultur Wrocław“. Dr. habil. Dariusz Komorowski widmete sich dem Thema „Die Überschwemmung 1997 in Wrocław. Literarische Wahrnehmung einer Naturkatastrophe anhand von ausgewählten Beispielen“.

Zur zweiten Sektion unter dem Titel „Zur schlesischen Kulturgeschichte. Fallbeispiele“ gehörten die Beiträge von Dr. Leszek Dziemianko, „Schlesisches Gedenken an Karl von Holtei – einst und heute“, sowie von Dr. Marcin Miodek, „Gerhart Pohl – ein rätselhafter Freund Gerhart Hauptmanns“. Dr. Rafal Biskup setzte ebenfalls mit einem literarischen Schwerpunkt

fort und referierte über Heinz Pionteks „Goethe unterwegs in Schlesien“ zwischen Fiktion und Realität. Alexander von den Benken rundete die Vortragsreihe mit seinem Referat „Die Europavorstellungen des Kreisauer Kreises – ein Konzept für die Zukunft?“ ab.

Veranstalter und Partnerinstitutionen sind sich einig, dass die schlesischen Begegnungen im Haus Schlesien auch weiterhin einen wesentlichen Teil der Bildungsarbeit darstellen werden.

Dieter Göllner (KK)

Dualismus und Dialektik

Preußisch-österreichische Erkundungen junger Ostpreußen

„150 Jahre Deutscher Krieg – Preußisch-österreichische Perspektiven“ war der Titel des Herbstseminars des Bundes Junges Ostpreußen, für das Gesa Bierwerth und Jochen Zauner ein interessantes Tagungsprogramm zusammengestellt hatten.

Zu den Referenten gehörte der Landesvorsitzende der Landsmannschaft Ostpreußen NRW, Jürgen Zauner, der als Zeitzeuge in seinem Vortrag „Als Ostpreuße in Österreich – Vertriebene in Grünau im Almtal 1944/45“ über seine Erinnerungen sprach. Wilhelm Kreuer vom Vorstand der LO NRW berichtete über „Südtirols Kampf um Autonomie – die Geschichte Südtirols ab dem Schicksalsjahr 1918“. „Zum Mysterium und Martyrium Ostpreußens“ war der Titel des Referats von Dr. Wolfgang Thüne, LO-Landesvorsitzender Rheinland-Pfalz.

Einen interessanten Beitrag bot Dr. Manuel Ruoff, Historiker und Redakteur der „Preußischen Allgemeinen Zeitung“, der sich dem Thema „Der preußisch-österreichische Dualismus – ein Überblick“ widmete. Dabei sei „Dualismus“ als teilweise Interessenidentität zu verstehen, etwa als das Zusammenwirken der beiden Mächte im Deutschen Bund (1815 bis 1848). Dr. Ruoff betonte: „Es ist also die Rede von ‚Doppelherrschaft‘ und ‚Rivalität‘. Das setzt ein Mindestmaß an Gleichwertigkeit, neu-deutsch Augenhöhe, voraus. Dazu gehört, dass Preußen neben Österreich die zweite deutsche Großmacht wird.“

Der Historiker und Literaturwissenschaftler Dr. Walter T. Rix referierte zum Thema „Der Berliner Kongress und die Konstellation der europäischen Mächte“ über die politischen Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufzuzeigen, ihr Verhältnis zueinander zu erklären und darzustellen, wie sie sich auf dem Berliner Kongress von 1876 manifestieren. „Zweifellos erholten sich die Beziehungen der europäischen Großmächte kurzfristig, doch deren grundsätzliche Ambitionen wurden nicht dauerhaft in friedliche Bahnen gelenkt und die Verhältnisse auf dem Balkan blieben krisenhaft. Die Ergebnisse der europäischen Neuordnung von 1878 sind heute bei Historikern umstritten“, so Dr. Rix.

Dr. Karl Katary von der Österreichischen Landsmannschaft erarbeitete für das BJO-Herbstseminar den Beitrag „Entwicklung der nationalen Identität in Österreich“, den das ÖLM-Mitglied Alwine Hartwig vortrug. Im Anschluss an den Vortrag gab es eine rege Diskussionsrunde. Der Historiker Carsten Becher M. A. brachte den Seminarteilnehmern das Thema „Schlesien zwischen Preußen und Österreich“ näher. Als Gastredner aus Wien konnte der Historiker Dr. Peter Wassertheurer gewonnen werden, der die Vorträge „Die Vertriebenen in Österreich nach 1945“ und „Der VLÖ: Tätigkeiten und Ziele in Österreich und in den Herkunftsländern“ hielt.

Neben den Referaten der renommierten Historiker aus Deutschland und Österreich führten die Mitglieder des Bundes Junges Ostpreußen bei ihrem Bundestreffen unter der Leitung des Vorsitzenden Marius Jungk auch rege Debatten zu zukünftigen Projekten. Es ging auch um neue Themen zum aktuellen Zeitgeschehen und aus dem Verbandsleben für „Fritz“ – die Jugendzeitung, die sich der Pflege des ostpreußischen Erbes und der Zukunft des „Landes zwischen Weichsel und Memel“ verschrieben hat. Der Leitspruch „Ostpreußen erleben“ steht weiterhin im Vordergrund. Gemeinsam Landschaften erleben, Geschichte entdecken und Gemeinschaft erfahren sind Ziele, die allen Aktivitäten – darunter Fahrten nach Ostpreußen, Seminare, Paddeltouren, Segeltörns, Radtouren, Kriegsgräberpflege und Hilfstransporte – zugrunde liegen.

Nachdem in den vergangenen Jahren die traditionellen BJO-Silvesterfahrten nach Danzig und Memel führten, ist nun erstmals die Stadt

Allenstein im südlichen Ostpreußen das Ziel der Reise. Neben der gemeinsamen Feier zur Jahreswende steht auch die Besichtigung der Stadt und weiterer Sehenswürdigkeiten auf dem Programm. Als Besonderheit und sicherlich auch Höhepunkt für das nächste Jahr, gilt die geplante „Sommerfahrt der Generationen“ nach Masuren im August.

D. G. (KK)

Wie sich Donau und Karpaten reimen

Das IKGS München schreibt den „Spiegelungen“-Literaturpreis für Lyrik aus

Das Institut für deutsche Kultur und Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS) schreibt für das Jahr 2017 den ersten „Spiegelungen“-Literaturpreis für Lyrik aus. Neben einem mit 1500 Euro dotierten Hauptpreis wird ein Publikumspreis in Höhe von 750 Euro ausgelobt. Gefördert wird der Preis von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Pro Einsendung können maximal fünf bislang unveröffentlichte (gilt für Print und Online) deutschsprachige Gedichte eingereicht werden. Eine Kurzvita ist beizufügen. Der Wunsch einer Teilnahme am Publikumspreis muss ausdrücklich ausgesprochen werden. Die eingereichten Texte werden zugunsten einer Publikumsabstimmung online und/oder gedruckt veröffentlicht.

Die „Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas“ beschäftigen sich in wissenschaftlichen, feuilletonistischen und literarischen Beiträgen mit dem Donau-Karpaten-Raum und dessen Wechselwirkungen mit deutschen bzw. mitteleuropäischen Kultureinflüssen, besonders in historischer, sprachlicher und kultureller Hinsicht. Der Abbildung deutschsprachiger Literatur dieses Raumes oder jener Literatur, die sich diesem Kosmos thematisch zuwendet, gilt seit vielen Jahren ein besonderes Interesse, greift sie doch der wissenschaftlichen Analyse nicht selten voraus, hinterfragt oder zeigt sich

als Sprachzeugnis einer Zeitspanne, einer bestimmten Alltagswelt oder gar einer Kunst-epoche. Gerade die Lyrik in ihrem eigenwilligen Form- und Konventionsverhalten hat in vielen Ländern Mittel- und Südosteuropas mit ihrem besonderen Blick auf die Welt Grenzen vorab getestet und verschoben. Manchmal war sie ideologisch motiviert, war zweckorientiert angepasst oder wurde von Machthabern instrumentalisiert. Oft aber war die lyrische Sprache, mit all ihren spezifischen Codes, Idiomen und Formversuchen, gleichsam ein Testballon der Freiheit und des offenen Diskurses.

Viele Beiträge in den „Spiegelungen“, auch die literarischen, thematisieren Migrations- und Umbruchstopoi, Grenz- und Zeitverschiebungen. Die Ausschreibenden möchten keine thematischen Vorgaben machen, wünschen sich aber lyrische Spiegelungen und Querverbindungen – ob bio-, topo- oder orthografisch motiviert – zum Donau-Karpaten-Raum oder allgemeiner: zum Ineinandewirken verschiedener kultureller Traditionen. Schließlich: Das Gedicht als Ort des Kultur- und Traditionsbewusstseins, der Gedankenfreiheit, der kühnen Assoziation und des Experiments soll hochgehalten werden.

Mit der Einreichung erkennen die Autorinnen und Autoren die Teilnahmebedingungen an: Die Beiträge müssen von ihnen selbst verfasst sein (kollektive Werke müssen als solche gekennzeichnet sein) und dürfen vorab in keiner anderen Form publiziert worden sein. Mit ihrer Einsendung erklären sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bereit, ihre Texte im Rahmen einer etwaigen Preisverleihung selbst zu lesen und stimmen einem unentgeltlichen Abdruck ihrer Texte in einem vom IKGS zu bestimmenden Medium zu. Es erfolgen keine Eingangsbestätigungen oder Rücksendungen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der „Spiegelungen“ und des IKGS sind nicht teilnahmeberechtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendungen bis zum 15. Februar 2017 per Mail (PDF) an spiegelungen-literaturpreis@ikgs.de oder auf dem Postweg an das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der LMU München, Kennwort: Spiegelungen-Literaturpreis, Halskestraße 15, D-81379 München.

(KK)

In der Sprache der Formen und Farben

Die 50 Jahre seit Gründung der Ostdeutsche Galerie, Regensburg, legen Zeugnis ab für Internationalität in der Kunst

Die Einzigartigkeit in ihrem Auftrag wie auch in ihrer Sammlung und den Veranstaltungen betonten die Grußwortredner, Regensburgs Oberbürgermeister Joachim Wolbergs und der Ministerialdirigent im Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration, Eugen Turi. Die Rede ist vom Kunstforum Ostdeutsche Galerie. Der formale Gründungsakt am 16. November 1966 stand am Ende einer langjährigen Vorarbeit. Die Ini-

tiative ging einerseits vom Adalbert Stifter Verein aus, der bereits 1947 von Wissenschaftlern, Künstlern und Schriftstellern aus Prag und den Sudetengebieten gegründet wurde. Seine über zehn Jahre gewachsene Sammlung von Werken sudetendeutscher Künstler übergab er 1957 an das Museum der Stadt Regensburg. Die zwei Jahre später eröffnete Sudetendeutsche Galerie in der ehemaligen Kunsthalle am Stadtpark machte diese Werke zum ersten Mal dem



Beletage, gar belle étage auf Ostdeutsch: „Highlights“ der Sammlung, hoch ins rechte Licht gegangen

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie

Publikum zugänglich. Andererseits suchte auch die Künstlergilde e.V., eine Selbsthilfeorganisation geflüchteter Künstler, einen festen Ort für ihre Sammlung von Kunst aus den ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten im östlichen Europa. Die Stadt Regensburg bündelte diese Bestrebungen indem sie anbot, die bereits bestehende Sudetendeutsche Galerie zu der Ostdeutschen Galerie zu erweitern. Der Bund, der Freistaat Bayern und die Stadt Regensburg vereinten ihre Kräfte mit weiteren Institutionen und gründeten die „Stiftung Ostdeutsche Galerie“.

Mit einem Festakt feierte die Einrichtung ihr 50-jähriges Jubiläum. Genauer gesagt: Die Stiftung Ostdeutsche Galerie Regensburg wurde am 16. November 1966 gegründet. Und der Festredner Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Koschmal ging mit einigen Visionen für die Zukunft sogar noch einen Schritt weiter. „Die Ostdeutsche“, wie sie oft kurz und liebevoll genannt wird, hat auch künftig ihre Berechtigung und Aufgabe.

Den sehr guten Besuch der Soirée sah Oberbürgermeister Wolbergs als „starkes Zeichen für unsere ‚Ostdeutsche‘“. Er entschuldigte die als Grußwortrednerin vorgesehene Staatsministerin für Arbeit und Soziales, Familie und Integration, Emilia Müller, die kurzfristig Ministerpräsident Seehofer anderweitig vertreten musste. „Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie bleibt in der Tat eine seltene, einzigartige Sache. Keine andere Galerie hat die Aufgabe, die die ‚Ostdeutsche‘ wahrnimmt“, erklärte Regensburgs Stadtoberhaupt und verwies auf die Aspekte „Kunst der Vergangenheit“ und „Künstler der Gegenwart in Osteuropa“. Auch erwähnte er den Schatz von 2000 Gemälden, 500 Skulpturen und 30 000 Papierarbeiten sowie die gemeinsame Trägerschaft von Bund, Freistaat Bayern und Stadt Regensburg. „Das Museum

leistet einen wesentlichen Beitrag zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn, es ist ein Solitär in der deutschen und europäischen Museumslandschaft“, lobte Wolbergs. Er erwähnte, dass der Hauptteil der Besucher aus einem Umkreis mit einem Radius von 100 Kilometern kommt. Sein Dank galt allen in der Vergangenheit und Gegenwart wirkenden Personen, insbesondere der Direktorin Dr. Agnes Tieze sowie dem Vorstandsvorsitzenden Dr. Wolfgang Schörnig. Wolbergs hob die Arbeit mit Kindern und mit Menschen mit Handicap in der Galerie hervor. „Die Ostdeutsche Galerie hat sich wunderbar entwickelt, sie ist ein Schmuckstück unserer Stadt. Ich wünsche mir, dass uns die ‚Ostdeutsche‘ noch sehr lange erhalten bleibt“, schloss der Oberbürgermeister sein Grußwort.

Ähnlich drückte es auch Ministerialdirigent Eugen Turi aus. „Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie ist ein Juwel in dieser Kulturlandschaft. Hier wird Kunst in und aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa in vielen Facetten deutlich gemacht.“ Und das, obwohl – wie Turi erklärte – noch gar nicht „alle Schätze gehoben“ seien. Aufgrund dieses einzigartigen

Auftrags und der Kenntnis über Kunst und Künstler im und aus dem erwähnten Raum sei die Galerie auch ein begehrter Kooperationspartner.

Turi ging kurz auch auf die Vorgeschichte der Gründung der Stiftung ein, die Initiativen des Adalbert Stifter Vereins und der Künstlergilde Esslingen, deren Sammlungen die Basis für die vor fünf Jahrzehnten begründete Stiftung und die Galerie gebildet haben. Turis Dank galt auch dem Verein der Freunde und Förderer mit ihrem Vorsitzenden Regierungspräsident a. D. Dr. Wilhelm Weidinger. „Der Freistaat Bayern ist stolz auf sein Kunstforum Ostdeutsche Galerie“, fasste der Ministerialdirigent zusammen

„Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie bleibt in der Tat eine seltene, einzigartige Sache. Keine andere Galerie hat die Aufgabe, die die ‚Ostdeutsche‘ wahrnimmt.“



Die junge Generation einmal nicht als Zielgruppe, sondern buchstäblich am Drücker – des Beamers: Schülerinnen des Albertus-Magnus-Gymnasiums und des Goethe-Gymnasiums bei der szenischen Bilderklärung des Gemäldes „Abschied der Auswanderer“ von Carl Wilhelm Hübner

Bild: der Autor

und kündigte eine Förderung von 500 000 Euro für dringende bauliche Sanierungsarbeiten an, wobei sich auch der Bund und die Stadt beteiligen werden. „Investitionen in das Kunstforum Ostdeutsche Galerie sind Investitionen in den Erhalt unserer Kultur, in ein vertieftes Verständnis für die Kunst- und Kulturgeschichte Europas mit den vielfältigen kulturellen Wechselbeziehungen“, gab Turi als Begründung an.

Über den Begriff „ostdeutsch“, dessen verschiedene Bedeutungen, dessen heutige Bewertung und die Schwierigkeit, diesen in andere Sprachen zu übersetzen, dachte am Beginn seines Festvortrages Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Koschmal, Inhaber des Lehrstuhls für slawische Philologie, Literatur- und

Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg, nach. Vor diesem Hintergrund trage das Kunstforum Ostdeutsche Galerie zu einer angemessenen Erinnerung an die frühere Heimat bei – und auch dazu, dass dies „Teil der Erinnerung bleibt – auch über die Erlebnisgeneration hinaus“. Auch auf die Konzept- und Baugeschichte ging der Festredner ein mit regelmäßigen baulichen Erweiterungen und wechselnden Aufträgen. „Das Museum wurde auch von politischen Entwicklungen beeinflusst“, so Koschmal, was sich auch auf den Sammlauftrag auswirkte – hinsichtlich der Breite wie auch in der Tiefe der Exponate und der Ästhetik. Ausgehend von den Aussagen, die Kulturstaatsministerin Professor Monika Grütters im Februar 2016 getätigt hat (u. a. über Wechselbeziehungen mit den östlichen Ländern, Einrichtung der europäischen Erinnerung, Schaffung eines zukunftsgerichteten Beitrags zur europäischen Integration), arbeitete Koschmal einige Aufgaben und Charakteristika des Kunstforums Ostdeutsche Galerie heraus, auch wenn viele Aspekte bereits heute gelten: die junge Generation als Zielgruppe, der Dialog mit den einschlägigen Regionen im Sinne von mehr Erinnerungsgerechtigkeit (z. B. Einbeziehung von Prager Deutschen jüdischer Religion). Der Begriff „Forum“ könne in der doppelten Bedeutung als Versammlungsort und als virtueller Raum genutzt werden. Kooperationen sieht er verstärkt auch mit Hochschulen, Akademien oder Künstlerkolonien – auch international. Und angesichts des an der Universität Regensburg bereits bestehenden Schwerpunkts „Ost–West“ schlug Koschmal als möglichen künftigen Namen „Kunstforum Ost–West“ vor, das dann auch terminologisch griffiger und leichter in andere Sprachen zu übersetzen wäre.

Dass Arbeit mit Kindern im Kunstform großgeschrieben wird, zeigte die szenische Bilderklärung des Gemäldes „Abschied der Auswanderer“, das Carl Wilhelm Hübner 1855 geschaffen hat. Die Schülerinnen

vom Albertus-Magnus-Gymnasium und Goethe-Gymnasium erklärten nicht nur das Bild mit den vielen Details, sie gingen auch auf im Bild angedeutete Emotionen der dargestellten Menschen ein und informierten über die historischen Hintergründe jener Zeit bzw. die Inspiration des Künstlers zu

diesem Werk. Mit Musik zeitgenössischer tschechischer Komponisten umrahmt – in Kooperation mit dem ebenfalls in Regensburg ansässigen Sudetendeutschen Musikinstitut – das Prager Ancerl-Streichquartett den Festakt.

Markus Bauer (KK)

Ein Koffer zum Bleiben

Reisen musste Hannah Arendt, um der Bedrohung in ihrer Heimat zu entgehen – jetzt kehrt sie zurück in das Bewusstsein Königsbergs

Was sind die Namen, die als erste im Zusammenhang mit Königsberg erwähnt werden? Allen voran natürlich Kant, dann folgen Kollwitz, Hoffmann, Bessel, Hilbert, Euler. Doch der für die Weltgeschichte nicht weniger bedeutende Name Hannah Arendt fand bis vor kurzem kaum Beachtung in Kaliningrad.

Sie wurde 1906 unweit Hannover geboren, ihre Eltern stammten aus Königsberg, so hat Hannah ihre Kindheit und Jugend in Ostpreußen verbracht. Hier las sie mit 14 Jahren Immanuel Kant und fasste den Entschluss, ihr Leben mit Philosophie zu verbinden. Sie starb 1975 in New York, war aber bis zuletzt ihrer Heimatstadt verbunden. Sie sprach von sich als Königsbergerin – doch in Kaliningrad wusste niemand etwas davon.

Die Situation änderte sich erst langsam und allmählich. Der erste Durchbruch ereignete sich etwa 2004, als Gerhard Barkleit in der Tschechow-Bibliothek über Arendt sprach. Ein Jahr später folgte der Vortrag im Deutsch-Russischen Haus, Aleksej Salikov von der Kant-Universität sprach über Hannah Arendt, ihr Werk wurde auch das Thema seiner Doktorarbeit im Jahr 2006, dem Jahr ihres 100. Geburtstags. Übrigens wurde zur gleichen Zeit in Berlin die Skulptur „Petrification/Versteinering“ aufgestellt. Ihr Schöpfer – Ram Katzir, ein israelischer Bildhauer, der in den Niederlanden arbeitet.

Zehn Jahre später, am 14. Oktober 2016, gibt es die zweite „Versteinering“, diesmal in Kaliningrad. Es ist ein steinerner Koffer, gemauert aus echtem Jerusalemer Kalkstein. Das Objekt wurde im Museum für Stadtgeschichte „Friedländer Tor“ als Teil eines umfangreichen Fest-Programms zum Jubiläum der weltberühmten Denkerin präsentiert. Professor Dr. Alexander Filippov, Philosoph, Soziologe, Übersetzer und Chefredakteur der Zeitschrift „Soziologische Rundschau“, kam eigens aus Moskau, um über die Heldin des Tages, über ihren Begriff von Ruhm und Ehre zu dozieren. Was sei an Arendt so anziehend, dass er sich mit ihrem Erbe befasse, wollte eine ZuhörerIn wissen. Seine Antwort: Das Werk von Hannah Arendt ist einfach unendlich, unergründlich und zugleich aktueller denn je! Sie lehrt, man solle selbst denken, Mut haben, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, zwischen Gut und Böse unterscheiden und sich auf die moralische, auf die ehrliche Seite zu stellen.

Später zogen an die hundert Gäste um zum Sackheimer Tor, das heute eine Galerie beherbergt, um ihrer großen Landsmännin zu gedenken.

Was junge Kaliningrader von Arendt halten, kam durch ein Sound-Performance der örtlichen Art-Gruppe „Temnojamsk“ zum Ausdruck, es wurden biographische Zitate, untermalt durch wunderliche Klänge, auf

Deutsch und Russisch vorgetragen. Dann hörte man Jazz aus den 1920er und 1930er Jahren, gepaart mit modernen Beats (ein Mix-Up, wie man heute sagt), spätestens zu diesem Zeitpunkt ähnelte der Abend einer ausgelassenen Geburtstagsfeier, wie sie in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts von Marburger Studenten oder Berliner jungen Intellektuellen gefeiert worden sein mag. Genau das war aber das Ziel der Organisatoren – ein Hannah-Arendt-Fest so zu gestalten, wie sie es wohl in ihrer Jugend getan hätte. Auch eine hübsche Geburtstagstorte fehlte nicht, die Kerzen brannten, die Gratulationsrede hielt kein Geringerer als Johannes Singhammer, der Vize-Präsident des Deutschen Bundestages.

Er wurde vom Generalkonsul Dr. Michael Banzhaf begleitet, das Generalkonsulat war nämlich einer der drei Mitveranstalter des Hannah-Arendt-Tages in Kaliningrad neben der Berliner Gesellschaft Freunde Kants und Königsbergs e. V. und der Baltischen Filiale des Russischen Zentrums für zeitgenössische Kunst. Letzterer ist die Einladung Ram Katzirs sowie die Verwirklichung des Art-Projektes „Versteinerung“ zu verdanken. Die steinerne Skulptur bleibt für immer in Königsberg/Kaliningrad, wenn auch an wechselnden Standorten, und wird

somit jeden und überall an Hannah Arendt erinnern.

Ein großer Anstoß ist getan, damit der Name Arendt in Kaliningrad zu neuem Klang kommt. Bereits 2014 fand eine internationale Konferenz statt, nun spricht man von Erweiterung und Ausbau des Studiums ihres philosophischen und publizistischen Nachlasses, gar davon, vielleicht ein Fachseminar zu gründen. Auch die nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit wird einbezogen, denn eine Initiativgruppe arbeitet an der Umsetzung einer Stadtführungsroute „Auf den Spuren von Hannah Arendt“, die an ihrem Elternhaus sowie an der ehemaligen Königin-Luise-Schule und anderen Gebäuden aus ihrer Zeit vorbeiführen soll. Die Waghalsigsten erwägen sogar eine Gedenktafel zu stiften oder gar eine Straße nach der großen Königsbergerin zu benennen.

„Ich hab’ noch einen Koffer in Berlin“, sang einst Marlene Dietrich, die zur gleichen Zeit wie Hannah Arendt in die USA ausgewanderte, aber ihrer Heimat verbunden blieb. Nun, Hannah Arendt hat jetzt einen Koffer nicht nur in Berlin, sondern auch in ihrer Heimatstadt Königsberg/Kaliningrad stehen.

*Svetlana Kolbaneva
(Königsberger Express – KK)*

*Der Griff an dem
von Ram Katzir
(rechts neben sei-
nem Werk) Hannah
Arendt gewidmeten
Koffer ist kein Tra-
ge-, sondern ein
Haltegriff für jene,
die Halt suchen
zum Selberdenken.
Hier tun es die Ver-
anstalter vor dem
Sackheimer Tor*

Bild: Deutsches General-
konsulat Kaliningrad



Das Schöne im Wetterwendischen – und umgekehrt

Wangener Gespräche und die Verleihung des Eichendorff-Preises

Die diesjährigen Wangener Gespräche fanden vom 22. bis zum 25. September statt. Der Wangener Kreis Gesellschaft für Literatur und Kunst „Der Osten“ e. V. organisiert alljährlich diese Tagung, deren Höhepunkt die Verleihung des prestigeträchtigen Eichendorff-Literaturpreises ist. Heuer ging die Auszeichnung an Christian Lehnert (Markkleeberg), der als evangelischer Pfarrer im Müglitztal bei Dresden arbeitete, bevor er als Studienleiter für Theologie und Kultur an die Evangelische Akademie in Wittenberg berufen wurde. Seit 2012 leitet Lehnert das Liturgiewissenschaftliche Institut der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands an der Universität Leipzig.

In der Begründung der Jury für die Vergabe des Preises heißt es: „Das lyrische und essayistische Werk Christian Lehnerts durchdringt Kreuzesgeschichte und Schoah auf der Suche nach Gottesbezug und Gotteserfahrung. Seine Gedichte sind in teils freier, teils tradierter Versform aus tiefster Naturerfahrung heraus geschrieben. In äußerst feinfühligem Sprachsuche

werden somit Welt- und Gottesverständnis erfahrbar.“

In seiner Dankesrede betonte Lehnert eingangs seine enge Beziehung zu Eichendorff: „Dieser Preis unter dem Namen Joseph von Eichendorffs ist eine Ehrung, die mich besonders berührt. ... Zwischen den muffigen Regalen einer Stadtbibliothek im Kellergeschoß eines Schwimmbades stand ich vor der erstaunlich umfassenden Lyrikabteilung und zog ein Büchlein mit Gedichten Eichendorffs heraus. Das war in Dresden 1983. Eichendorff hat mich beunruhigt ... Ich hatte bei ihm eine vorsichtige Ahnung bekommen, dass Sprache ein Geheimnis ist. Ich war hinabgetaucht durch die spiegelglatte Oberfläche der Worte, die mir nur immer zeigten, wie die Welt nun einmal war – und das hieß damals für ein Schulkind in der DDR auch: eingesargt in die Begriffe marxistisch-leninistischer Parteiideologie. Er war auch einer der ersten, bei denen ich erlebte, wie wetterwendisch Verse sind, wie sie sich verwandeln können, mal fremd und gespreizt klingen, mal naiv, mal dunkel, mal ironisch, mal raffiniert.“



„Die Poesie ist nicht höher, nicht besser als alle Vernunft, sie kommt aus einer anderen Gegend, hereingeweht von anderen Winden.“ Preise dafür sind den glücklich Betroffenen meist nicht ganz unpeinlich, Freude ist kein poetischer Zustand, darf aber durchaus sein: (v. l.) Ulrich Schmilowski, Christian Lehnert, Dirk Pilz

Bild: der Autor

In der Laudatio wies Professor Dirk Pilz (Berlin) auf die Beziehung des Preisträgers zu einem weiteren Schlesier hin: „Lehnert schreibt deshalb von dem, was ‚wunderlich ist für die Augen der Vernunft‘, wie es bei Jakob Böhme heißt, aber er schreibt es nicht gegen die Vernunft, auch nicht über die Vernunft hinaus, er schreibt es in die Zwischenzeilen, setzt es in die Leerräume zwischen die Silben. Die Poesie ist damit nicht höher, nicht besser als alle Vernunft, sie kommt aus einer anderen Gegend, hereingeweht von anderen Winden.“

In der Vortragsreihe sprachen unter anderen Professor Ursula Regener (Universität Regensburg) über den Nachlass Eichendorffs. Astrid Greiff (Dießen a. A.) referierte über den Dichter Johann Christian Günther aus dem ausgehenden Barockzeitalter, und Professor Zbigniew Kadłubek, Leiter des Lehrstuhls für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Philologischen Abteilung der Schlesischen Universität in Kattowitz (Katowice) sprach über den „Grenzliterarischen Janosch – zum 85. Geburtstag von Horst Eckert“.

In der Reihe der Autorenlesungen las unter anderen Jörg Bernig aus seinem neuen Roman „Anders“, Monika Taubitz

(Meersburg) stellte ihr neues Werk „Asche und Rubin – Helene von Bothmer“ vor, und Harald Gröhler (Berlin) las aus „Die Mutter eines Poeten“, das in diesem Jahr auch in polnischer Übersetzung erschienen ist. Stefanie Kemper (Maierhöfen), die Vorsitzende des Wangener Kreises, sprach mit Jörg Bernig und Christian Lehnert über „Sehen – Schweigen – Hören. Gedichte schreiben in flüchtender Zeit“.

Die diesjährige Tagung wurde durch die Ausstellung „Berührung mit der Vergangenheit“ des Breslauer Künstlers Jurek Kozieras abgerundet. Die aus einer Schutthalde unweit seiner Wohnung im Breslauer Stadtteil Herdain (Gaj) herausgegrabenen Gegenstände der Vorkriegszeit inspirierten den Maler zu einzigartigen reliefartigen Bildern, sogenannten Assemblagen. Kozieras schafft es auf diese Weise, die Geschichte der deutschen Vergangenheit des alten Breslau und Schlesiens eindrucksvoll neu zu erzählen. Seine Werke stehen in der Tradition von Kurt Schwitters (1887–1948) – entsprechend tragen die kleinsten Kozieras-Bilder den Titel „Ansichtskarten nach Hannover“ und sind als eine Art Dialog mit Schwitters zu betrachten.

Johannes Rasim (KK)

Geschichten wie das tägliche Brot

Mit denen von Otfried Preußler sind viele Kinder großgeworden, vielleicht sogar stärker

Bis zum 13. Januar 2017 ist im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus eine Ausstellung über Otfried Preußler zu sehen, die mit dem Kindergartenchor „Warwuschel“ und mit Schülerinnen und Schülern des Cecilien-Gymnasiums Düsseldorf eröffnet wurde, die einige Szenen und das Bühnenbild zu „Krabat“ vorführten.

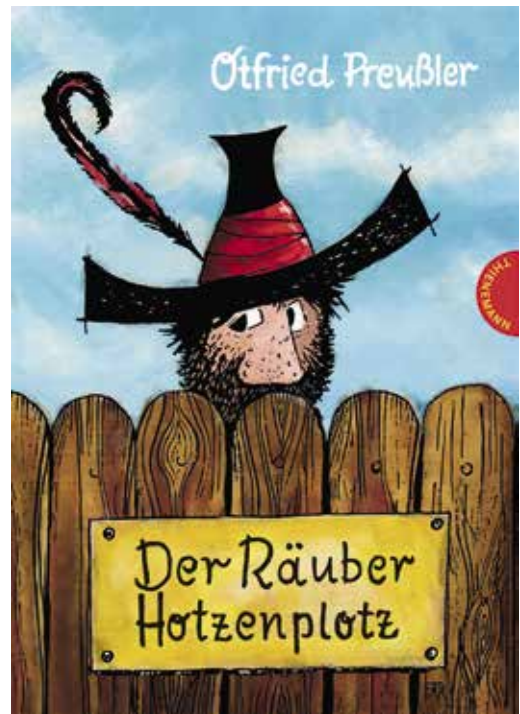
„Der Mensch braucht Geschichten, wie er sein tägliches Brot braucht.“ Und: „Seien Sie gut zu den Kindern – wir haben nichts

Besseres!“ Das sind Worte, die Otfried Preußler nicht nur so dahinsagte, sondern die er auch lebte und in seinen Werken vermittelte. Wer sie gehört oder gelesen hat – die Geschichten vom Räuber Hotzenplotz, der kleinen Hexe, dem kleinen Gespenst, Hörbe mit dem großen Hut oder Krabat –, der weiß um die Phantasie, den Lebensmut und die Magie, welche die Geschichten nicht nur unter den Kindern verbreiten. Als Otfried Preußler 2013 mit fast 90 Jahren starb, hatten seine Bücher

eine Gesamtauflage von über 50 Millionen Exemplaren in über 50 Sprachen erreicht, mehr als 10 000 an ihn adressierte Leserbriefe aus Brasilien bis Japan, aus Kanada bis Südafrika liegen in den Archiven. Gehen wir auf Spurensuche zu den Inspirationen für seine Geschichten, finden wir diese in den Orten und Begegnungen seiner Kindheit.

Otfried Preußler wurde 1923 im nordböhmisches Reichenberg geboren, dem heutigen Liberec. Sein Vater war Lehrer und Heimatforscher. Er sammelte die althergebrachten Sagen des nahegelegenen böhmischen Isergebirges von Hexen und Zaubermeistern, Nachtjägern und Geistern. Wenn der Sohn ihn auf Wanderungen begleitete, erzählte der Vater ihm die alten Mären, die Geschichten der Leute Nordböhmens. Der 1962 erschienene und in 41 Sprachen übersetzte „Räuber Hotzenplotz“ z. B. ist nach einer Stadt in Mähren an der Grenze zu Schlesien benannt, die den deutschen Namen Hotzenplotz trägt und nach 1945 zum tschechischen Osoblaha wurde.

Die Grundlagen seiner Erzählpsychologie verdankte Preußler jedoch, wie er immer wieder betonte, seiner tschechischen Großmutter Dora. Sie hatte als Kind in der Herberge ihres Vaters den Erzählungen von Fuhrleuten auf dem Weg nach Prag zugehört. Von ihr vernahm Preußler Geschichten „voll unerwarteter Wendungen, häufig an überlieferte Stoffe und Episoden anknüpfend – und doch frei dahinfabuliert, nach Laune und Gutdünken der Erzählerin sich fortspinnend, bis sie nach mancherlei kühnen Schleifen und listig herbeigeführten Verwirrungen doch noch zu einem guten Ende kamen“. (Nachzulesen im Katalog zur Preußler-Ausstellung 2014 im Bezirksmuseum Dachau.) Die Großmutter brachte ihm auch bei, Geschichten in der realen Welt geschehen zu lassen, so dass Kinder die beschriebenen Orte – die dichten dunklen Wälder, Großmutterns Küche mit der Kaffeemühle, die Unke im Keller – mit



In böhmischen Dörfern sind natürlich auch die Zäune böhmisch, was Wunder also, dass sogar der Räuber dahinter staunen muss – wie dann erst der Leser davor. Je jünger er aber ist, desto weniger

Bild aus der Ausstellung

eigener Vorstellungskraft in ihrer Umwelt entdecken können. „Das Geschichtenbuch meiner Großmutter, das es in Wirklichkeit überhaupt nicht gegeben hat, ist das wichtigste aller Bücher für mich, mit denen ich je im Leben Bekanntschaft gemacht habe“, schrieb Preußler später.

Schon mit zwölf Jahren hat Otfried Preußler angefangen, Gedichte und kleine Geschichten zu schreiben. Unmittelbar nach seinem Abitur 1942 wird er zum Kriegsdienst an der Ostfront eingezogen und gerät als 21-jähriger Offizier 1944 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Fünf Jahre später kehrt er aus der Gefangenschaft zurück, seine gesamte Familie ist inzwischen aus der nordböhmisches Heimat vertrieben worden. Im bayerischen Rosenheim findet

er einige Familienmitglieder und seine Verlobte wieder.

Preußler wird Volksschullehrer und lernt „allmählich und unter Mühsal“, Geschichten in Geschriebenes umzusetzen. Sein erstes Kinderbuch, das 1956 erscheint, ist „Der kleine Wassermann“. Heute umfasst sein Werk mehr als 40 Kinder- und Jugendbücher, Erzählungen, Bilderbücher, Theaterstücke und Übersetzungen. Die meisten Bücher sind von dem Zeichner Franz Josef

Tripp (1915–1978) illustriert, der übrigens 1960 vom Thienemann-Verlag mit den Illustrationen für Michael Endes Kinderbuch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ beauftragt worden war. Die Ausstellung zu Otfried Preußlers Lebenswerk, die nun in Düsseldorf zu sehen sein wird, ist vom Thienemann-Verlag erarbeitet worden und war bereits an verschiedenen Stationen in Deutschland zu Gast.

Katja Schlenker (KK)

KK-NOTIZBUCH

Der **Adalbert Stifter Verein** vergibt in Zusammenarbeit mit **Kulturallmende München** im Jahr 2017 zwei weitere **Aufenthaltsstipendien** von jeweils vier Wochen im Geburtsort Adalbert Stifters in **Oberplan/Horní Planá**, Südböhmen, das erste für Frühjahr 2017 (Mai/Juni), das zweite für Herbst 2017 (Oktober/November). Jeder Stipendiat erhält ein Honorar von 1000 Euro sowie Reisekosten und Verpflegungsgeld. Bewerben können sich (gern auch jüngere) Autorinnen und Autoren, die ihren Wohnsitz in Bayern haben oder längere Zeit in Bayern gelebt haben. Erforderliche Unterlagen: Lebenslauf, Publikationsliste, Arbeitsprobe (4 bis 5 Seiten Prosa bzw. 4 bis 5 Gedichte) sowie eine Schilderung des Arbeitsvorhabens an Dr. Peter Becher, Adalbert Stifter Verein, Hochstraße 8, 81669 München, becher@stifterverein.de.

Bis zum 17. April 2017 ist im **Donauschwäbischen Zentralmuseum** Ulm die Ausstellung „Unter Anderen – **Donauschwaben im südöstlichen**

Europa“ mit fotografischen Momentaufnahmen von **Dragoljub Zamurovic** zu sehen. 60 Persönlichkeiten hat der serbische Fotograf in Ungarn, Rumänien, Serbien und Kroatien aufgenommen, und die Ausstellung dokumentiert, wie sie sich selbst wahrnehmen und wo sie sich zugehörig fühlen.

Das **Deutsche Kulturforum östliches Europa**, Potsdam, zeigt bis zum März 2017 zwei Module seiner Wanderausstellung „**Reformation im östlichen Europa**“ aus Anlass des 500. Jahrestages des Beginns der Reformation. Zugleich soll damit dem Themenjahr „Reformation und die eine Welt“ der Lutherdekade Rechnung getragen werden. Das Modul Siebenbürgen in deutscher, rumänischer und ungarischer Sprache ist im **Friedrich-Deutsch-Haus Hermannstadt/Sibiu** ausgestellt, das deutsch-polnische Modul Schlesien ist im **Schlesischen Museum zu Görlitz** zu sehen.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**